



Wolfgang Bühne (Hrsg.)

# Tanz am Abgrund

clv

Christliche Literatur-Verbreitung e.V.  
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

1. Auflage 2001
2. Auflage 2002
3. Auflage 2006
4. Auflage 2009
5. veränderte und überarbeitete Auflage 2017

© 2001 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung  
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld  
Internet: [www.clv.de](http://www.clv.de)

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide  
Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Bestell-Nr. 255470  
ISBN 978-3-89397-470-2

# INHALT

---

Vorwort	5
● <b>PETER HOFFMANN</b>	
Es geschah an einem Donnerstag	7
● <b>MARC FRIEDRICH</b>	
Ein Rebell wird überwältigt!	23
● <b>EVA REITER</b>	
Mein Leben war zum Kotzen	49
● <b>WALTER LOPEZ</b>	
Geboren, um zu verlieren	63
● <b>MICHAEL BÖTHEL</b>	
Der Teufel soll dich holen	72
● <b>WOLFGANG BÜHNE</b>	
Wie dumm muss man sein, um glauben zu können?	87



## Vorwort

**G**ilbert Bécaud – man nannte ihn auch »Monsieur 100 000 Volt« – der weltbekannte, 2001 verstorbene französische Musiker, sang vor Jahren in seinem Chanson »Es ist nie zu spät«:

*»Die Welt ist nicht schön, nein, sie ist nicht schön!  
Schön ist sie nur, wenn wir träumen.  
Noch geht es gut, aber denk daran,  
dass die ganze Welt schon morgen brennen kann!«*

50 Jahre später ist die Welt nicht schöner geworden. Täglich präsentieren uns die Medien schockierende Nachrichten, die einen das Lachen vergehen lassen. Dennoch geht der »Tanz am Abgrund« weiter, um die Angst vor dem Morgen zu verdrängen.

Als am 24. Juli 2010 in Duisburg die Massen noch auf dem riesigen Loveparade-Platz zu den wummernden Bässen tanzten, tranken und feierten, wurden kaum 50 Meter entfernt Menschen in dem Eingangstunnel, dem einzigen Zugang zur Loveparade, zu Tode gequetscht oder getrampelt. Und während Ärzte und Sanitäter sich fieberhaft um die Verletzten kümmerten und die Feuerwehrleute Bauzäune als Sichtschutz vor die Toten schoben, tanzte das Party-Volk weiter. *»Sie hatten es nicht mitbekommen. Durch das Gefälle war es außerhalb ihrer Sicht – durch die häm-*

*mernden Bässe außerhalb ihrer Hörweite*«, erinnert sich der Bild-Reporter Daniel Böcking, der dabei war. Ihm wurde das grauenvolle Erleben ein Anstoß, sich auf die Suche nach Gott zu begeben.<sup>1</sup>

In diesem Buch »Tanz am Abgrund« berichten fünf Menschen, durch welche Umstände Gott sie aus falschen Träumen herausgerissen hat, um die bisherige Sinnlosigkeit ihres Lebens zu erkennen und den zu suchen, der von sich sagte, dass er allein »der Weg, die Wahrheit und das Leben« ist.

Wolfgang Bühne

---

1 Siehe: Daniel Böcking, *Ein bisschen Glauben gibt es nicht*, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2016



## Es geschah an einem Donnerstag

**D**er Schuß riss mir die Beine weg. Ich stürzte zu Boden und wußte in einem Bruchteil von Sekunden: »Schwerer Körpertreffer – nicht überlebbar. In zwei Minuten ist alles vorbei!« Ich kannte die Munition und machte mir keinerlei Illusionen.

Bewegen konnte ich mich nicht, aber eigenartiger Weise fühlte ich keinen Schmerz und angesichts des Todes erfüllte mich ein tiefer Friede. Ich wußte, in wenigen Augenblicken würde ich bei Gott sein, dem ich bereits vor Jahren mein Leben anvertraut hatte. In diesem Bewußtsein betete ich noch: »Herr, wenn ich heute etwas getan oder gesagt habe, was dir nicht gefallen hat, dann vergib mir bitte. Nimm mich in dein Reich auf! Amen.«

Dann hörte ich Schritte. Meine Kollegen kamen angerannt und der Gruppenführer rief: »Halt durch, halt durch!«

Einige versuchten meinen Pistolengürtel zu öffnen. Ein Kollege rannte zum Nachbarstand und holte den Sanitäter. Aber der hatte keine Tasche dabei und als er mich da liegen sah, nachdem man meinen Overall aufgeschnitten hatte, schüttelte er nur den Kopf. Keine Chance!

»Können wir noch irgendetwas für dich tun?« fragte einer verlegen.

»Betet zum lebendigen Gott!«

Da standen sie – ziemlich hilflos. Alles Männer Mitte Zwanzig. Durchtrainierte Draufgänger, die tagsüber bei unseren Einsätzen den Kick ihres Lebens suchten und des Nachts das Leben genossen. Jetzt knieten sie um mich herum. Einer fragte stotternd:

»Beten, was ist das, wie macht man das?«

»Wie man das macht, spielt keine Rolle. Glaubt nur an den lebendigen Gott!«

Während die Jungens jeder für sich still beteten oder zumindest so taten, kam mein Freund Norbert angerannt, der inzwischen per Funk den Notarzt gerufen hatte. Jemand rief mir zu: »Halte durch. Du hast uns immer gesagt, man kann überleben. Der ›da oben‹ kann dich noch nicht gebrauchen!«

In seiner Verlegenheit wollte er mich trösten und war total schockiert, als ich ihm mit letzter Kraft zurief: »Lästere nicht den Namen des lebendigen Gottes!«

Ein anderer fragte: »Wie steht es?«

»Ich merke, wie mein Bauch sich mit Blut füllt. Das Atmen wird schwerer, ich verblute innerlich. Es geht zu Ende.« Während der Rettungshubschrauber landete, traf auch der Notarztwagen ein. Ich wurde in die Rückenlage gelegt und dann gab der Arzt mir eine Betäubungsspritze. Danach sah ich nur noch ein weißes Licht, das mich allerdings nicht blendete, empfand Freude und einen tiefen Frieden und dann schwanden mir die Sinne.



## Geiselnahme in Köln

Drei Jahre vorher, im Sommer 1995, hielt eine Geiselnahme im Kölner Messegelände Deutschland in Atem. Ein russischer Israeli wollte ein Flugzeug kapern, stieg aber in den falschen Bus ein, welcher nicht zum Flughafen fuhr, sondern zu einer Stadtrundfahrt unterwegs war.

Auf dem Messegelände erschoss er den Busfahrer, drängte alle Insassen in den hinteren Teil des Busses, verdunkelte die Fensterscheiben mit Kleidungsstücken, befestigte an allen Türen und an seinem Körper Sprengstoff und hielt die Insassen mit seiner Pistole in Schach.

Als SEK (Spezial-Einsatz-Kommando) der Polizei war das ein Fall für uns und so wurden wir alarmiert und das Messegelände abgesperrt.

Bald befanden wir uns in einem Messegebäude, nur 15 Meter von dem Bus entfernt. Norbert und ich standen hinter verspiegeltem Glas, so dass wir alles beobachten, aber der Geiselnahmer uns nicht sehen konnte.

Wir sahen, wie die schwarze, maskierte Gestalt nach vorne kam, wo der erschossene Busfahrer lag. Er ging an die Kühlbox und holte sich etwas zu trinken. Wir bemerkten auch, dass zwischen dem Steuer und den zusammengedrängten Insassen ein etwa zwei Meter langer Freiraum war, wo sich kein Mensch befand. Als wir das erkannten, reifte in uns ein Plan und da unsere Kollegen keinen besseren hatten, bekamen wir den Befehl zum »planmäßigen Zugriff«.

An diesem Tag war es sehr heiß und ich war ziemlich sicher, dass der Geiselnnehmer nach einer Zeit wieder zur Kühlbox gehen würde, um sich etwas zu trinken zu holen. Und dann wollten wir agieren. Ein Kollege sollte mit Sperrfeuer an der Stelle, wo sich der Freiraum befand, einen »Trennschnitt« machen und der andere Scharfschütze sollte auf den Geiselnnehmer zielen. Sie gingen in Stellung und warteten auf meinen Befehl.

Es war eine äußerst angespannte Reaktion. Der Israeli schrie in einem Gemisch von Russisch, Hebräisch und Deutsch seine Forderungen heraus, was aber kein Mensch verstehen konnte. Eine der Geiseln, ein Junge, versuchte vergeblich ein Fenster einzutreten, worauf der Geiselnnehmer ihm die Pistole an den Kopf hielt und ich nur beten konnte: »Herr, lass es nicht zu!«

Plötzlich hörten wir einen lauten Knall. Wie sich später herausstellte, hatte der Geiselnnehmer, während er die Reihen durchschritt, eine Frau nach ihrer Nationalität gefragt. Als sie antwortete: »Deutsch«, drückte er die Pistole ab und die Frau sank tot zu Boden.

Zwei Minuten später kam der Israeli wie erwartet wieder nach vorne und ich gab den Befehl: »Feuer frei!«

Der Israeli sank getroffen – aber nicht getötet – nieder, zog mit letzter Kraft seine Pistole und erschoss sich selbst. An seinem Körper und im Bus befanden sich nur Sprengstoff-Attrappen.

## Kein tragischer Zufall

Nun, dieses Drama lag nun schon drei Jahre zurück und als Ausbildungsleiter wollte ich die Geiselnahme nachstellen und mit den Kameraden trainieren. Als Präzisionsschützen sollten sie üben, auch durch eine Busscheibe auf bewegliche Ziele zu schießen. Natürlich mit einer speziellen scharfen Munition.

Zunächst hatte ich auf einem Rollwagen eine Pappfigur befestigt, auf die geschossen werden musste, wenn ich in Deckung war und mit dem Seil den Rollwagen in meine Richtung zog. Über Funk gab ich den Befehl: »Sicherheit – Feuer frei!«

Nachdem diese Übung erfolgreich beendet war, baute ich die Frontscheibe eines Autobusses auf, hinter der dann die Pappfigur auf dem Rollwagen vorbeifahren sollte. Ich erklärte die Übung über Funk und sagte: »Wenn der ›Täter‹ sich in Höhe der Busscheibe befindet, dann Feuer frei!« und verschwand mit der Pappfigur auf dem Rollwagen, um ihn dann später von meiner Deckung aus an der Busscheibe vorbei in meine Richtung zu ziehen.

In diesem Moment kam ein Kollege, ein guter Freund von mir, der sich verspätet und die Erklärung der Sicherheitsmaßnahmen nicht mitbekommen hatte. Er sah ein freies Gewehr, ging in Stellung und hörte nur meine letzten Anweisungen »Wenn der Täter sich in Höhe der Busscheibe befindet, dann Feuer frei!«

Er sah, wie sich die Pappfigur bewegte und als diese sich in Höhe der Busscheibe befand, legte er an, drückte

ab und ahnte nicht, dass ich hinter der Pappfigur stand und getroffen wurde.

### **Dem Tod entronnen**

18 Stunden später wachte ich kurz auf, als man mich von einem Tisch auf einen anderen legte. Weitere Stunden später kam ich auf der Intensivstation zu mir, während meine Frau und ein Kollege an meinem Bett standen.

Meine erste Frage:

»Wie sind meine Überlebenschancen?«

»Etwa 90 %!«

»Kein schlechter Schnitt.«

Danach nickte ich wieder weg. Später kam der Arzt zu mir und erklärte, dass ich querschnittsgelähmt sei und nie wieder würde gehen können. Außerdem wäre eine Niere getroffen worden, die man wahrscheinlich entfernen müsse.

Ich war auf diese Nachricht vorbereitet und dennoch war mir zutiefst bewußt: Ich war nicht das Opfer eines tragischen Irrtums, sondern hier war Gottes Wille geschehen. Und Gott macht keine Fehler! Für mich würde ein neues, aber völlig anderes Leben anfangen.

Nun, dieses »neue« Leben begann mit wahnsinnigen Schmerzen. Man hatte meinen Bauch aufgeschnitten, alle Därme zunächst einmal herausgenommen, um dann das zertrümmerte Rückgrat mit einer Metallplatte zu stabilisieren. Nach der Operation arbeitete

der Darm nicht und ich bekam grausame Schmerzen und meinte platzen zu müssen. Die Schmerzen waren derart unerträglich, dass ich den Polizeiarzt, der mich besuchte, anflehte:

»Bitte töte mich, ich halte es nicht mehr aus!«

Und dann packte mich eine entsetzliche Verzweiflung und Wut und ich schrie hinaus: »Herr Jesus, du hast doch gesagt, dass du meine Schmerzen getragen hast. Du hast mich angelogen, du hast mich betrogen!«

Der Arzt, der mein Schreien gehört hatte, kam zu mir und sagte: »Jesus hat verheißen uns von unseren Sünden, aber nicht von unseren Schmerzen zu erlösen.«

In meinem Zorn war ich nicht bereit, über diese Tatsache nachzudenken, sondern in meiner blinden Wut habe ich damals etwas Furchtbares getan – ich verfluchte Gott!

Danach bin ich eingeschlafen und – es ist kaum zu begreifen – ohne Schmerzen aufgewacht. Allerdings mit einem sehr schlechten Gewissen.

Am nächsten Tag bekam ich Besuch von meinem Freund und Kollegen Alfred. Er ist auch Christ.

»Alfred, ich habe Gott verflucht!«

Mein Freund, der selbst viel Leid durchgemacht hat – eine Granate hatte ihm vor einiger Zeit die Hand zerschmettert – war erschüttert. Aber dann sagte er:

»Peter, Gott ist größer als deine Wut und deine Schmerzen. Er verlässt dich auch jetzt nicht!«

Und dann haben wir zusammen gebetet und ich habe Gott meine Sünde bekannt und ihn um Vergebung gebeten.

Die Schmerzen kamen wieder und zwar schlimmer als zuvor. Aber jetzt konnte ich trotz dieser Schmerzen Gott loben und preisen und ich bekam in den kommenden Wochen viele Gelegenheiten, mit Ärzten, Pflegern, Patienten und Besuchern über Leben und Tod, über Gott und die Ewigkeit zu sprechen.

### **Wie alles begann**

Doch wie bin ich überhaupt zum SEK und zu einer Begegnung mit Gott gekommen?

Als Polizeibeamter in einem Streifenwagen fing es an. Dann folgte ein Kommissarslehrgang und ich kam zur Kripo. Aber dieser Dienst war mir zu bürokratisch und zu langweilig. Am Schreibtisch sitzen und Berichte schreiben, das war nichts für mich. Deswegen bewarb ich mich beim SEK, wurde angenommen, bekam eine Sonderausbildung und wurde später Gruppenführer.

Diese Aufgabe hat mir so viel Spaß gemacht, dass ich mich weiterbildete und z.B. in die USA flog, um mich dort schlau zu machen. So wurde ich dann auch schließlich Ausbildungsleiter und mein Ziel war, meine Kollegen praxisnah zu trainieren und dieses harte Training mit viel Spaß zu verbinden.

Ich glaube, das ist mir damals gelungen. Jedenfalls hatten wir eine gute Stimmung und hielten zusammen. Tagsüber haben wir hart gearbeitet, meist mit scharfer Munition trainiert und des Nachts haben wir uns

dann an den entsprechenden Orten »erholt« und »entspannt«.

Ein Vorbild war ich meinen Kollegen nicht. Ich habe damals gelogen und betrogen, um meine Vorteile zu bekommen und meine Ziele zu erreichen.

Nun hatte ich während meiner Zeit in den USA Polizeizubehör wie lichtstarke Taschenlampen usw. kennengelernt, die in Deutschland unbekannt waren. Und so begann ich neben meiner Ausbildertätigkeit einen Versandhandel mit speziellen Geräten und Zubehör für Polizisten, der sehr gut lief.

Ende 1994 wurde ich sogar von einer Zeitschrift zu einer Preisverleihung nach Stuttgart eingeladen, weil ich den ersten Preis für ein besonders inovatives Produkt gewonnen hatte.

Diese Preisverleihung fand auf einem Ausflugsdampfer auf dem Neckar statt und bald stellte sich heraus, dass alle eingeladenen Gäste einen »ersten Preis« gewonnen hatten.

Ich saß am Tisch mit einem mir unbekanntem Handelsvertreter zusammen. Der fragte mich nach meinen Geschäftsprinzipien.

»Ich habe keine besonderen.«

»Ich arbeite nach biblischen Grundsätzen und bin wiedergeborener Christ!«

Ich stöhnte innerlich auf, denn ich fürchtete, an einen »Zeugen Jehovas« geraten zu sein, der mich gleich um Geld anpumpen würde.

»Es gibt in der Bibel Grundsätze, die Gott segnet«, fuhr er fort.

»Welche?«

»Zum Beispiel Ehrlichkeit, gute Ware, pünktliche Bezahlung.«

»Das praktiziere ich auch!«

»Und wie läuft ihre Firma?«

»Danke, gut!«

»Na, dann sehen sie ja, dass es sich lohnt, nach biblischen Prinzipien zu arbeiten.«

Irgendwie habe ich den Abend überlebt. Aber der Gedanke verfolgte mich: Was wäre, wenn es Gott wirklich gäbe – ein Gott, der dich belohnt, weil du dich an seine Regeln hältst?

Als ich am Abend im Bett lag, überkam mich zum ersten Mal in meinem Leben ein Gefühl von Dankbarkeit Gott gegenüber, den ich nicht kannte, den es aber möglicherweise gab. Vielleicht könnte man mit Gott ein Geschäft machen!

Das war dann auch der Grund, warum ich – zu Hause angekommen – auf dem Dachboden die alte Luther-Bibel suchte, die wir zur Hochzeit bekommen hatten. Ich blätterte darin, konnte aber keine Geschäftsprinzipien entdecken und verstand gar nichts.

Doch dann las ich das Buch, welches mir der Vertreter geschenkt hatte – M. Rush: »Management auf biblischer Grundlage«. Dieses Buch weckte mein Interesse für Gott und damals begann ich auch zu beten.

In einem Heft der IVCG (Internationale Vereinigung christlicher Geschäftsleute) las ich Berichte von Unternehmern, die ihr Leben »Jesus übergeben« hatten und entdeckte auf der letzten Seite eine Einladung



zu einem Vortrag, der nur 10 km von meinem Heimatort in Krefeld in einem Dorinth-Hotel gehalten werden sollte.

Ich folgte dieser Einladung und hörte einen Vortrag von K.H. Binder, dem ehemaligen Vertriebsleiter des Burda-Verlages.

Dieser anschauliche und überzeugende Vortrag packte mich. Der Redner sprach darüber, dass der Mensch, wenn er keine Autorität über sich anerkennt, die über Gut und Böse entscheidet, seine Menschlichkeit verliert und zum Ungeheuer entarten kann. Er gab zu bedenken, dass der Gott der Bibel als höchste Instanz nicht begrenzt ist wie menschliche Autoritäten und dass seine Werte und Maßstäbe Ewigkeits-Charakter haben.

Ich war tief beeindruckt und als am Ende der Veranstaltung zu einem kostenlosen Bibelschnellkurs zu dem Thema »Was ist Christentum nach der Bibel?« eingeladen wurde, war ich sofort bereit daran teilzunehmen.

Es kamen nur drei Personen zu diesem Kurs, aber der Leiter ließ sich dadurch nicht entmutigen, sondern verteilte zu Beginn Bibeln und begann mit folgenden Worten:

»Wir gehen davon aus, dass es Gott gibt und dass die Bibel Gottes Wort ist, in dem er sich uns mitteilt.«  
Sofort konterte ich:

»Und was ist mit den hungernden Kindern in Afrika?«

»Heute geht es nicht um Afrika, sondern um Ihr Leben.«

Innerlich musste ich zugeben: Der Mann hat recht! Die Kinder in Afrika waren mir bisher ziemlich egal gewesen und so beschloss ich, zunächst einmal zuzuhören.

Wir lasen im Römerbrief, dass vor Gott kein Mensch gerecht ist, sondern alle Sünder sind. Es folgte Schlag auf Schlag: »*Der Lohn der Sünde ist der Tod!*«

Dann lasen wir die Zehn Gebote und ich wußte: ich habe gegen sämtliche Gebote Gottes verstoßen und wenn die Bibel stimmt, dann muss Gott dich vernichten. Ich bekam plötzlich panische Angst vor dem Gericht Gottes.

Aber dann sagte der Leiter: »Es gibt einen Ausweg. In Johannes 3 lesen wir: ›*Wer an den Sohn (Jesus) glaubt, hat ewiges Leben!*‹ – Aber jetzt machen wir erst einmal eine Pause und danach reden wir weiter miteinander.«

Ich konnte das Ende der Pause nicht abwarten, sondern platzte sofort mit meiner Frage heraus: »Was muss ich tun, um Christ zu werden?«

Im nächsten Moment machte ich mir bewußt: »Wenn ich Christ werde, muss ich mein Leben ändern, so wie Gott es haben will. Und dazu habe ich keine Lust. Mein Leben gefällt mir, Geld, Freiheit ... nein, das schaffe ich nicht!«

Dazu kam noch ein Problem. Ich hatte mit Gott, wie er im Alten Testament beschrieben wird, keine Probleme. Auge um Auge, Zahn um Zahn, – das entsprach meiner bisherigen Lebensphilosophie. Aber mit Jesus hatte ich Schwierigkeiten. Diesen Namen verband ich

mit un guten Erfahrungen, mit »Jesus-Latschen«, mit Schwachheit!

Doch dann wurde mir gesagt, dass nur Jesus der Weg zu Gott, dem Vater ist. Die Worte Jesu wurden zitiert:

*»Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als nur durch mich«* (Johannes 14,6).

Wenn ich also Christ werden und Vergebung meiner Sünden haben wollte – und das wollte ich um jeden Preis – dann hatte ich keine andere Wahl, als diesen Jesus als meinen Retter und Herrn in mein Leben aufzunehmen.

Ich habe dann Jesus Christus um Vergebung für mein bisheriges gottloses Leben gebeten und ihm gedankt, dass er am Kreuz für meine Schuld gestorben ist. Aber ich habe auch gebetet: »Vergib mir auch jetzt schon meine zukünftigen Sünden«, denn ich wußte, dass ich wohl kaum Aussichten hatte, ein Musterchrist zu werden.

Nach diesem Gebet fiel eine Riesenlast von meinem Gewissen. Es war mir, als würde ich aus einem Gefängnis in die Freiheit entlassen und ich wusste: Das ist es!

Mit großer Freude habe ich von da an die Bibel gelesen und im Gebet mit Gott gesprochen.

## **Unter aufmerksamer Beobachtung**

Auf der Dienststelle blieb meine Lebensänderung natürlich nicht verborgen. Meine Kollegen kannten mich zum Teil schon 12 Jahre und ich war bekannt für meine verrückten Ideen. »Jetzt dreht er total durch!«, war die erste Reaktion auf meine Umkehr.

Mir war klar, dass ich nun unter ständiger und aufmerksamer Beobachtung stand. Meine Kollegen ließen sich nicht von schönen Worten blenden, sondern sie wollten sehen, ob sich meine neuen Ideen irgendwie auf mein Leben auswirken würden.

Sie sahen keinen vollkommenen Menschen, aber doch einen, dessen Leben Gott völlig umgekrempelt hatte. Ich brauchte meine Vorgesetzten nicht mehr belügen und unsere Unterhaltungen bekamen mit der Zeit eine völlig andere Richtung.

Viele meiner Kollegen waren geschieden und es war nicht schwer, auf echte und tiefe Lebensfragen zu sprechen zu kommen. Und als meine Kollegen merkten, dass es mir nicht um eine Kirche oder irgendeinen Verein ging, wurden sie offener und viele von ihnen haben sich wohl zum ersten Mal ernsthaft über Gott unterhalten.

## **Ausblick**

Nach meinem Unfall war in unserer Gruppe eine Woche lang Stillstand. Alle waren tief erschüttert, aber alle kamen zu der Überzeugung: Es muss Gott geben!

Nach über 15 Monaten im Krankenhaus und Aufenthalt in Reha-Kliniken usw. erschien ich dann im Rollstuhl zu der Abschiedsfeier, die meine Kollegen organisiert hatten. Viele Erinnerungen und gemeinsame Erlebnisse wurden ausgetauscht. Als dann der Part kam, an dem ich die Abschiedsrede halten sollte habe ich nur gesagt: »Ich will an diesem Tag keine Rede halten. Aber ich möchte gerne mit euch allen beten und Gott danken für die gemeinsame Zeit, die wir miteinander verbracht haben.«

Nachdem ich mit Tränen in den Augen Gott gedankt hatte, sah ich, dass ich von Männern umgeben war, die alle ihre Taschentücher gezückt hatten und einer verließ sogar den Raum, weil er die Beherrschung verloren hatte.

Während ich meine Geschichte erzähle, sitze ich in meinem Rollstuhl in Oberdachshausen, einem kleinen Ort zwischen Würzburg und Ansbach, der Heimat meiner Frau.

Hier konnten wir günstig ein behindertengerechtes Haus bauen und mit Hilfe meiner Frau und einigen weiteren Helfern vertreibe ich weiter Polizeizubehör und halte dadurch die Verbindung zu meinem alten Beruf.

Bis heute quälen mich weiterhin Nervenkrämpfe, die so stark sind, dass selbst härteste Schmerzmittel wie Morphinum den Schmerz nur wenig mildern können.

Abends bin ich oft so mürbe von den Schmerzen, dass ich häufig nicht einmal beten kann oder nur noch zu Gott schreie, dass er mich zu sich nehmen möge.

Aber dann betet meine liebe Frau mit mir und für mich zu Gott.

Mit Freude warte ich auf den Tag, wo ich ohne Schmerzen in der Ewigkeit aufwachen werde, wo es keine offenen Fragen mehr geben wird und alle quälenden Gedanken ein Ende gefunden haben! Dort werde ich Gott von Herzen danken können, weil ich dann verstehen werde, warum am Donnerstag, dem 9. Juli 1998, um 11.30 Uhr ein Freund und Kollege »aus Versehen« mich und nicht die Zielscheibe getroffen hat.

Peter Hoffmann starb am im Januar 2009 unter schweren Schmerzen, aber im Vertrauen auf seinen Erlöser Jesus Christus.



## Ein Rebell wird überwältigt!

**H**ier zu sitzen und diese Zeilen zu schreiben, ist für mich ein Wunder!

Denn vor 16 Jahren, als ich 22 war, dachte ich: »Du wirst niemals 30!« »Live fast and die young!« – das war meine Devise. Heute, wenn ich mich in meiner Wohnung umschaue und mein Blick über die Bücher auf dem Tisch gleitet, müsste ich fast schmunzeln, wenn es nicht so ernst wäre ...

Um meine Geschichte erzählen zu können, muss ich mehr als 16 Jahre zurückblenden. In behüteten und wohlhabenden Familienverhältnissen aufgewachsen, zog es mich früh auf die Straße – weg aus der langweiligen, bürgerlichen Idylle ...

Mit 12 Jahren fand ich schnell Freunde, mit denen ich meine Zeit totschiessen konnte. Es ergaben sich viele Möglichkeiten. Für mich tat sich dabei eine neue und faszinierende Welt auf. Keiner musste mich verführen, ich nahm die Dinge selbst in die Hand! Ich wollte saufen, ich wollte rauchen, ich wollte den Vollrausch! Mit 13 konnte ich eine 0,5-Liter-Dose Bier in 8 Sekunden austrinken, das nannte sich Dosenstechen (mit vollem Druck schießt das Bier in den Mund, und

in null Komma nichts ist man in den Rauschorbit geschossen).

### »Liebe« auf den ersten Zug ...

Dann trat bald ein, was für die nächsten Jahre ein ständiger Begleiter in meinem Leben wurde: der Gebrauch von Cannabis. Es war wie Liebe auf den ersten Zug. Haschisch, Dope, Shit, Gras oder wie du es nennen willst, wurde ein, wenn nicht *der* entscheidende Faktor meines Lebens. Ich war ständig dicht. Anfangs war es noch schwer, das Zeug zu bekommen, aber mit der Zeit war immer was da. Schnell wurde ich für das Kiffen bekannt. Viele waren dadurch angezogen, und wir fanden uns wie die Motten das Licht!

Parallel entwickelte sich ein großes Problem mit den Nazis in meinem Ort. Wir gerieten irgendwie immer wieder aneinander! Ich hasste sie, ihr Denken, ihr Reden, ihr Auftreten! Sie hatten in meinen Augen keine Lebensberechtigung. Dieser Hass war es, der mich auf die Suche nach Gleichgesinnten brachte.

Ein weiteres, sehr einschneidendes Erlebnis war der Tod meines Vaters. Er starb, als ich 15 Jahre alt war, während eines Handballspiels. Er hatte ein Tor geworfen, lief jubelnd zum Mittelkreis, fiel plötzlich um und war tot. Es traf meine Mutter und mich wie der Schlag. Natürlich hatten wir ganz andere Strategien, damit umzugehen. Ich war in meiner Clique eingebettet und flüchtete mich in Rausch, Mädchen und Politik.



Mein Leben wurde so voll und so ereignisreich, dass alle Trauer überspielt wurde. Aber die Sehnsucht nach einem Mann, einem Vater, die war rückblickend gesehen immer da ...

## **Bakunin und Che Guevara**

Woche um Woche, Monat für Monat bekam ich mehr Einblick in die linke und vor allem die linksextreme Szene. In meinem Heimatort gründete ich eine Antifa-Gruppe (antifaschistische Gruppe). Wir klebten Aufkleber, verteilten Flyer, doch das war mir nicht genug! Das radikale Gedankengut aus Büchern russischer Anarchisten wie Bakunin und vor allem die Radikalität eines Che Guevara trug Früchte in mir. Mit gerade 16 Jahren beschäftigte ich mich mit der Revolution und dem Umsturz der Gesellschaft. Es ging mir nicht einfach nur um die Nazis! Alles musste anders werden! Immer mehr hasste ich das ganze System um mich herum.

Wir träumten im Dauerrausch von der Revolution und wie wir die Nazis richtig fertigmachen würden. Aber immer wieder holte uns der Alltag ein. Immer wieder wurde einer von uns bedroht, geschlagen oder gejagt. Da mussten wir doch reagieren!

Unsere Stunde kam. Es war Kirmes, und wir wussten: Die Nazis waren immer da. Also mobilisierten wir alle, die wir kannten. Antifas aus dem ganzen Umkreis. Der Hinterhalt war geplant, und zwei

»besonders bunte« Freunde zogen als Köder los. 40 oder 50 Leute warteten bewaffnet mit Eisenstangen, Tränengas, Schlagstöcken und Steinen im Versteck. Es war alles bereit. Schon rannten schreiend unsere Köder herbei, und 4 oder 5 Nazis folgten. Das sollte die Lektion ihres Lebens werden ... Doch die Ungeduld übermannte ein paar von uns, und die Falle schnappte zu früh zu. Als die Nazis erkannten, welcher Übermacht sie entgegenstanden, flüchteten sie panikartig. Ein Passant, den ich als einen bekannten Mann aus dem Rotlichtmilieu identifizierte, meinte, uns anmachen zu müssen ... Das war ein großer Fehler, meine Wut entlud sich auf ihn, ich zertrat seine Brille und schlug auf ihn ein. »Jetzt nur schnell weg – bevor die Polizei kommt!«

### **Im freien Fall!**

Ich befand mich im freien Fall! Zwar war ich auf dem Gymnasium, die Noten waren auch recht passabel, aber die Schule interessierte mich längst nicht mehr. Der Aufenthaltsraum und zum Kiffen der Spielplatz waren, wenn ich denn da war, jetzt meine Plätze in der Schule. In einer Deutsch-Stunde diskutierte ich rege mit dem Lehrer über Sinn und Unsinn eines Textes, und er lobte mich in höchsten Tönen. Was er nicht wusste, war, dass ich voll auf Drogen und das Gespräch für mich nur ein Scherz war. Meine Mitschüler lachten – alle wussten, was los war. Meine Wochenenden sahen immer gleich

aus: Antifa-Aktionen, Demos, Parolen sprühen usw. Und dann so viel kiffen wie möglich!

Mit ungefähr 16/17 fing ich an, regelmäßig größere Mengen Haschisch zu besorgen und meine Freunde gleich mitzuversorgen. Immer mehr wurde unser Haus zum absoluten Magneten für die alternativen Jugendlichen im Umkreis. Krasse Gespräche und gutes Dope, was will man mehr!?

Die Beziehung zwischen mir und meiner Mutter jedoch wurde immer schwieriger. Ich war einfach nur dumm! Mit 16 schenkte ich ihr ein Buch über Cannabis, damit sie sich mal informiert. An einem Abend kam sie gegen 22 Uhr in den Kellerraum unseres Hauses, den sie uns zugewiesen hatte, damit wir nicht mehr in meinem Zimmer kiffen. Sie meinte, meine Freunde sollten gehen. Das taten sie auch, und ich ließ sie durch den Kellereingang wieder herein. Ich machte, was ich wollte!

Einmal bauten wir eine Bombe, um das Auto eines ortsbekanntem Nazis in die Luft zu sprengen. Es klappte nicht, während unserer Aktion wurde er wach, und wir mussten fliehen ...

Mein Leben war schnell – Schlag auf Schlag. Andere Drogen kamen hinzu, ich lernte immer mehr Leute kennen. Ungefähr mit 18 und einem abgebrochenen Abi beschloss ich, nach Berlin zu ziehen. Daran, dass ich meiner Mutter das Herz brach, dachte ich dabei nicht. Die Antifas dort gefielen mir. Sie waren sehr radikal, und einige von ihnen nahmen sehr viele Drogen. Da passte ich gut rein! Schnell fand

sich ein Zimmer in einem ex-besetzten Haus. Ich war begeistert und machte mich voller Erwartungen auf nach Berlin. Es störte mich wenig, dass mein Zimmer ein Drecksloch war, wo ein kleiner Punker ohne Geruchssinn gelebt hatte. Was das bedeutete, möchte ich nicht näher ausführen ... Für mich war es praktisch, einige Leute von zu Hause mitgebracht zu haben. Sie reinigten diesen Saustall, während ich Wichtigeres zu tun hatte.

In Berlin angekommen, potenzierte sich mein Aktivismus: Demos, Plakate, Flugblätter, legale und illegale Aktionen. Ich war wie ein Fisch im Wasser. Schnell wurde ich Teil einer Gruppe, die sich bewusst auf illegale und militante Aktionen spezialisierte.

Dann begegnete ich einem Mann, der mein Leben veränderte. Es war ein Ire. Er wurde mir vorgestellt, und wir verstanden uns gut. Nachdem er merkte, wie tief mein Hass auf das System saß, erzählte er mir, wer er war. Ein Terrorist, ich hätte damals gesagt: ein Revolutionär! Ich sog seine Berichte über den Kampf in Irland auf wie ein Schwamm. Einen schlechteren Vater-Ersatz hätte ich nicht finden können. Aber es wurde so – wir waren unzertrennlich. Ich fand in seiner radikalen Art genau das, was ich gesucht hatte. Jemand mit klaren Worten, der um keine Tat verlegen war. Auch in unserer Liebe zum Rausch passten wir gut zusammen. Wir waren ständig bekifft, betrunken oder auf anderen Drogen und für jeden Ärger und jede Konfrontation zu haben.

## In Pöbel-Laune

An einem Tag saßen wir in unserem Hauseingang um eine Feuertonne und starrten in die Flammen. Da kam mein Freund und meinte: »Lasst uns zusammen auf die Reise gehen!« Nach diesen Worten reichte er einen Beutel mit hawaiianischen Pilzen herum, und alle bedienten sich. Die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten, und wir verstärkten sie noch mit Alkohol und Gras. Bald waren wir so richtig in Pöbellaune. Es wurde immer lauter. Plötzlich standen Polizei und Feuerwehr in unserem Eingang. Wir waren an die 20 Leute und sehr aufgebracht! Was wollen die jetzt hier! Die Situation war sehr angespannt. Plötzlich löschten die Feuerwehrleute die Tonne, und gleichzeitig rückten die Polizisten vor, Pfefferspray einsetzend. Wir konnten alle in einen anderen Ausgang des Hauses flüchten und verbarrikadierten den Eingang. Das alles voll auf Drogen! Mein Hass auf den Staat und jede Autorität wuchs ins Unermessliche.

Eine Gruppe, in der ich Mitglied war, organisierte mit anderen zusammen eine Demonstration zum 1. Mai. Für einige meiner Freunde und mich war schon vorher klar: Da muss es knallen! Es wurden Molotow-Cocktails in der Nähe des Demo-Endes versteckt. Es sollte ein heißer Tanz werden – aber alles kam anders. Die Demo war riesig, geschätzte 25 000 Menschen. In der ersten Reihe war die Stimmung gut. Gut, bis der Wasserwerfer-Einsatz kam. Eng zusammengedrängt forderten wir alle auf durchzuhalten. Ich schaute mich

um und sah nur noch, wie fünf Reihen hinter mir die Demo in alle Richtungen auseinanderbrach ... Aus unserer heißen Nacht wurde nichts ...

In dieser Zeit nahm ich auch immer öfter Kokain, was mich noch selbstüberzeugter und realitätsferner machte. Einmal lag ich, vollgeknallt mit diesem weißen Teufelszeug, vor dem Fernseher und »entschlüsselte« die BBC-World-News. Mir war alles klar, und dass die Idioten um uns herum nichts merkten, rang mir nur noch ein müdes Lächeln ab. Dieses System musste zerstört werden, das lag auf der Hand!

Nach einiger Zeit in Berlin wusste ich: »Hier ändert sich nie was!« Mein Freund war zu der Zeit schon wieder nach Irland gezogen und bot mir an, zu kommen. Das erste Mal reiste ich mit einer gefälschten Zugfahrkarte vom Bahnhof Zoo nach Hoek van Holland, dann durch ganz England und mit der Fähre nach Dublin. Als ich in Berlin einstieg, zwinkerte mir ein Mann in einem beigen Mantel zu. Ich dachte mir nichts dabei und genoss meine günstige Zugfahrt. Nach andert-halb Tagen Fahrt kam ich in Dublin an, und derselbe Mann begrüßte mich bei der Zollabfertigung – »it is dangerous here« oder so etwas sagte er. Ich ignorierte das und freute mich auf das Wiedersehen mit meinem Freund. Irland gefiel mir, die raue, aber herzliche Art der Menschen, die Radikalität der Männer, die ich kennenlernte, und auch die Frauen dort. Es ist göttliche Ironie, dass letztendlich eine Frau der Grund war, warum ich nicht bleiben konnte, als ich das zweite Mal nach Irland ging, um dort zu leben.

## Ich dachte, es wäre Liebe ...

In diesem ganzen Chaos von Gewalt und Drogen schien es wahre Entspannung und Ruhe nur in den Armen der Frauen zu geben. Eine Lüge mehr, die sich so durch mein Leben zog. Und so hatte ich von früher Jugend an Beziehungen zum anderen Geschlecht. Manchmal schien es ernst zu sein und ging doch zu Ende, und häufig war es klar, dass es eh nur um Fun ging. In Berlin war ich länger mit einer Frau zusammen gewesen, mit der es mir sehr ernst war. Sie wollte dann irgendwann ihre Freiheit, das hieß: Wenn sie Lust hatte, dann hatten wir Sex, und wenn nicht, ließ sie mich kühl abblitzen. Es machte mich wahnsinnig, aber ich wollte sie damals haben, und ich dachte, das wäre Liebe ...

So ging es mir, als ich nach Irland ging, um dort zu leben. Ganz cool verabschiedete ich mich von meinen Leuten in Berlin, aber innerlich war ich fertig und zerfressen von Liebeskummer. Ich lebte in Irland bei meinem Kumpel, und er stellte mich einigen wichtigen Leuten aus seiner Gruppe vor. Wir waren auf der gleichen Wellenlänge. Mir war klar: Diese Männer scherzten nicht. Das, was ich so sehr wollte, das taten sie: kämpfen! Aber sie durchschauten mich und meine Situation. Ich war irgendwie wie gelähmt. Ständig dachte ich an meine Ex in Berlin oder war auf Drogen und hatte irgendwelche abgefahrenen Visionen. Irgendwann sagte mir mein Kumpel, dass sie mich so, wie ich drauf war, nicht gebrauchen könnten. Sie rieten

mir, zurück nach Berlin zu gehen und erst mal ruhig zu werden. Das war schon ein harter Schlag für mich. Der Traum von der vordersten Front zerplatzte.

Zurück in Berlin war ich jetzt wieder der coole und abgeklärte Typ. Ich kannte die Iren. Ziemlich schnell hatte ich danach von den ganzen politischen Gruppierungen genug. Die waren meiner Meinung nach alle inkonsequent. Dann, ich war gerade in meinem russischen Lieblings-Café, wurde ich von zwei jungen Männern angesprochen. Ich kannte sie vom Sehen. Sie fragten, ob ich Zeit hätte, sie bräuchten jemanden, der bei ihnen einspringt. Ich fragte, worum es ginge. Daraufhin eröffneten sie mir, dass sie jemanden für einen Überfall brauchten. Sie wollten einen Drogendealer überfallen. Nach einigem Hin und Her willigte ich schließlich ein.

Am nächsten Morgen um 7 Uhr ging es los. Wir standen vor seiner Wohnung. Klopf! Klopf! »Hier ist die Post.« Als die Tür sich nur einen Spalt öffnete, trat ich sie ein, und wir stürmten hinein. Ich hatte eine abgesägte Schrotflinte, die zwar nur Platzpatronen schoss, aber trotzdem sehr einschüchternd wirkte. Die hielt ich dem Typen erst mal unter die Nase. »Wo ist der Stoff?« Ziemlich schnell verstand er, dass man uns nicht linken sollte. Nach fünf Minuten lagen ein Bündel Geld, Gras, Pillen und eine Flasche Liquid auf dem Tisch. Wir grinnten uns an – wir waren fertig. Unter einigen Drohungen, cool zu bleiben, verließen wir die Wohnung. Ich fühlte mich so groß – ohne zu realisieren, wie klein ich in Wirklichkeit war. Wir teilten



das Zeug und feierten. Ich hatte neue Freunde, besser gesagt: Partner. Den Unterschied sollte ich ziemlich schnell merken ...

Wir hatten einen Tipp bekommen. Viel Kohle, kilo-weise Gras und Dope, das war eine Großaktion wert. Wieder »Post!« – und drin waren wir. Ich habe mich voll reingesteigert und ziemlich üble Dinge gemacht, als der Typ nicht auspacken wollte. Da wurde der Zweite »weich« und wollte uns hinführen, dachten wir zumindest. Doch der fing im Hausflur voll an zu schreien: »Überfall, Überfall!« Da sind wir nur noch weggerannt, doch bei all dem Unglück haben die beiden mich unvermummt gesehen. Das Dumme war: Wir kannten uns. Ein paar Stunden später bekam ich schon die Nachricht, ich sollte aus Berlin zu verschwinden, sonst könnte man für nichts garantieren. Zu dumm, dass ich dachte, ich lasse es drauf ankommen. Wir sind viele, die sind viele – mal sehen, wer stärker ist. Doch das war eine totale Fehleinschätzung ...

Der Überfall kam bei vielen meiner Freunde gar nicht gut an, und sie wandten sich von mir ab. Manche wurden zu Gegnern. Also richtete ich mich ganz auf meine neuen Partner aus. Ich dachte, wir wären Freunde. Ganz falsch gedacht – kann man da nur sagen. Hätte ich doch damals schon gewusst, was ich heute weiß!

*»Treu gemeint sind die Schläge dessen, der liebt, aber überreichlich die Küsse des Hassers!«,* steht in dem weitesten alle Bücher.

## Wie ein gehetztes Tier!

So lange man mit mir Geschäfte machen, Leute überfallen oder angenehm feiern konnte, war ich genau der Richtige für sie. Als aber mich zu kennen Ärger bedeutete und sie dazu noch einiges über meine Herkunft und Vergangenheit erfuhren, da war ich für sie nichts mehr wert. Oh, wie süß sind die Küsse des Hassers! Ich kam vorbei, wir wollten zusammen »abhängen«, ich hatte Hasch und Koks dabei. Plötzlich blickte ich in den Lauf meiner eigenen Pistole. Ein schlechter Scherz, dachte ich. Ich ergriff den Lauf und wurde unsanft niedergestoßen. Die Sache war ernst! »Junge aus gutem Hause, was hältst du denn davon, wenn wir dich jetzt abziehen?« Meine Lügen über mich selbst, all das Gehabe, alles holte mich ein, oben im obersten Stock eines Berliner Blocks ...

Sie provozierten mich, und ich wurde laut. Da hob einer von ihnen sein Handy in die Höhe und sagte: »Hört ihr, wir haben ihn!«, dann legte er auf. Alles schnürte sich in mir zu. Sie sagten mir, wer unten wartete. Das war das Ende! Früher hatte ich unten im einzigen Ausgang des Blocks mit den anderen gewartet. Jetzt war ich das Ziel. Jetzt sollte es für mich auf die Reise gehen. Sie gaben mir meinen Faustdolch zurück, schoben mich aus der Tür und meinten, ich solle mein Glück versuchen. Adrenalin schoss durch meinen Körper. Ich wusste: Ich habe keine Chance. Sie würden nichts dem Zufall überlassen ...

... ich stürzte die Treppen hinunter! Mein Messer in

der Faust! Tür aufgetreten. Dunkelheit. Stille. Ich wusste: Rechts von mir war der einzige Ausgang des Innenhofs. Ein dunkler Tunnel führte zur Straße. Mein Blick suchte den ganzen Innenhof ab. Plötzlich entdeckte ich in der entferntesten Ecke einen schmalen Spalt zwischen den Blocks. Ich reagierte sofort und rannte los. Eine Dornenhecke, schnell durch, und ehe ich mich versah, fand ich mich auf der Stadtautobahn wieder. Autos hupten, Reifen quietschten – und ich rannte! Es dauerte keine 30 Sekunden, und weg war ich ...

Doch sie wussten jetzt alles von mir und kannten meine geheim gehaltene Wohnung. Ich war wie ein gehetztes Tier. Mein Nachbar, auch ein Drogi, kam an dem Abend zu mir und meinte, er hätte einige meiner Freunde kennengelernt. Jetzt war ich in totaler Panik. Weg, nur weg aus Berlin! Wie demütigend war es, als ich meine Mutter anrief und um Hilfe bat! Schon am nächsten Tag war ich bei ihr. Ein Bekannter von ihr holte mit mir zusammen einige Tage später die wenigen Dinge, die mir nach zwei fluchtartigen Wohnungswechseln noch übrig geblieben waren. Jetzt war ich zurück in der Provinz!

Die ersten Wochen waren schrecklich. Jede Nacht wachte ich schweißgebadet auf. Albträume, Angstzustände, Paranoia! Zum ersten Mal wurde mir bewusst, dass ich drogensüchtig war. Es muss für meine Mama schrecklich gewesen sein, mich so zu sehen. Wenn sie um sieben Uhr zur Arbeit fuhr, saß ich noch vorm Fernseher, und wenn sie von der Arbeit zurückkam, lag ich oft noch im Bett oder auf der Couch. Dass ich ziem-

lich schnell in eine eigene Wohnung zog, war die logische Konsequenz aus unseren sich gegenüberstehenden Lebensrhythmen. In der eigenen Wohnung war ich viel allein. Nur meine Mama, meine Oma und mein Cousin konnten mit mir reden. Ich ging so gut wie nie raus. Ein Einkauf war die absolute Höchstleistung und ging ohne Angst und Schweißausbruch nicht zu Ende. Ich war in mir selbst gefangen. Ich erlebte, wie mein eigenes Leben, meine Sünden mich einholten.

### **Wer anderen eine Grube gräbt ...**

*»Wer Redliche irreführt auf einen bösen Weg, wird selbst in seine Grube fallen ...« (Sprüche 28,10).*

Ja, da war ich – in der selbst gegrabenen Grube. Viele junge Menschen hatten wegen mir mit Drogen angefangen, waren kriminell und linksradikal geworden. Immer hatte ich das passende Buch, den guten Stoff, Waffen oder einen Platz zum Chillen ... Jetzt war ich mit mir allein. Viel Fernsehen, Bücher lesen, wenig Menschen – so lebte ich fast ein Jahr. Dann holte ich meinen Zivildienst nach, wodurch ich mich langsam wieder an Menschen gewöhnte. In dieser Zeit waren mein Cousin und einige seiner Freunde sehr oft bei mir. Und schnell war es wie früher. Bei mir traf man sich. Wir tranken, kiffen und hörten Hip-Hop. Ich bekam immer mehr Oberwasser. Meine durch das Kokain potenzierte Überheblichkeit war wieder voll da. Ich wollte alles: Frauen, Drogen, Party ...

»Als ein Vergnügen gilt dem Toren das Verüben von Schandtät ...« (Sprüche 10,23).

In dieser Zeit wurde ich des Abhängens überdrüssig. Ich hatte sieben Jahre am Stück Party und Randal gemacht. Es musste was passieren. Erst versuchte ich mich als Koch. Doch das Einzige, was passierte, war, dass ich Mordgedanken gegen meine Kollegen entwickelte, da sie dachten, mich mobben zu können. Sozusagen in letzter Sekunde bekam ich einen Platz an einer katholischen Schule, um dort den zweiten Anlauf für mein Fach-Abi im sozialen Bereich zu starten. Ich begann ein Praktikum in einem Jugendzentrum. Dort lernte ich eine arabische Kollegin kennen. Wir verstanden uns gut, und sie erzählte mir viele Dinge. Und alles drehte sich irgendwie um Jesus. Sie hatte dem muslimischen Glauben den Rücken gekehrt und glaubte an den Herrn Jesus Christus. Mich ließ das unberührt, aber sie war mir sympathisch. Wir verbrachten viel Zeit miteinander, und sie versuchte, mich von Jesus zu überzeugen. Doch all ihr Gerede prallte – scheinbar – an mir ab. Ich war wieder voll da, Drogen, Hip-Hop, mir ging es wieder »gut«!

### **Ein unfreiwilliges Gebet**

Eines Abends saß ich total high bei mir auf dem Sofa, da passierte es plötzlich. Ich betete: »Wenn es dich gibt, dann zeig dich mir!« Das war das Einzige, was bei mir hängen geblieben war. Sie hatte gesagt, ich solle Jesus

bitten, und dann würde er sich mir schon zeigen. Kaum war der Satz über meine Lippen, brach ich in schallendes Gelächter aus. Ich lachte mich selbst aus. Dieses Gebet war kein Akt meines Willens. Es war der Startschuss Gottes für eine krasse Zeit. Hast du dich schon mal verfolgt gefühlt? Ich hatte mich bis zu diesem Zeitpunkt schon oft verfolgt gefühlt – und war es auch tatsächlich. Diesmal war es anders. Ich konnte meinen Verfolger nicht sehen, aber ich kannte seinen Namen, und seine Spuren waren plötzlich überall um mich herum. Er schien mich einkreisen zu wollen ...

Diesem unfreiwilligen Gebet folgten drei der intensivsten Wochen meines Lebens: Drei Uhr nachts, es ist weder Ostern noch Weihnachten, ich schalte den Fernseher an – und es läuft ein Film über Jesus Christus. Über den will ich nicht nachdenken! Am nächsten Tag höre ich im Radio jemand über Jesus reden. Nein, nicht der! Ich gehe durch die Fußgängerzone, und ein fremder Mann kommt auf mich zu, nimmt mich in den Arm und sagt: »Du brauchst Jesus!« Ohne weitere Worte geht er. An einem anderen Tag gehe ich spazieren, und plötzlich empfinde ich einen unwiderstehlichen Drang, das dreckige Stück Papier vor mir aufzuheben. Was steht drauf? Irgendwas von Jesus aus der Bibel! Weg damit! Langsam wird es mir zu viel. Ich fühle mich verfolgt. An einem der nächsten Tage, wieder in der Fußgängerzone, höre ich Gesang, über wen? Natürlich Jesus Christus! Junge Leute stehen dort und singen ihre Lieder, der Spott der Menschen ist ihnen egal. Ich will sie nicht sehen und noch weniger hören, nur weg! Jesus,

Jesus – immer wieder Jesus. Zum zweiten Mal bete ich: »Ich habe es nicht so gemeint. Lass mich bitte in Ruhe. Ich will nichts mit dir zu tun haben!«

In dieser Zeit traf ich mich weiter mit meiner Arbeitskollegin. Da ich immer mit dem Zug fahren musste, war meine Zeit am Abend begrenzt. Um etwas länger bleiben zu können, fuhr ich mit dem letzten Zug, der fast bis zu meinem Ort fuhr. Das hieß fünf Kilometer trampeln, mitten in der Nacht. Egal, das war es mir immer wieder wert.

Eines Abends bestieg ich den Zug, und da saß ein junger Mann. Es schoss mir durch den Kopf: »Den lernst du heute noch kennen!« Ich wollte niemanden kennenlernen! Egal: Der Zug hielt schließlich zum letzten Mal. Ich wollte aussteigen – der junge Mann saß immer noch da. »Hey Mann, Endstation, du musst hier raus!« »Oh nein! Ich hab doch noch über 'ne Stunde Fahrt vor mir!« Der Typ hatte Pech, er war in den falschen Zug eingestiegen. Oder war es doch der richtige?

Wir trampelten, das einzige Auto, das kam, nahm uns mit. Es war ein Bekannter von mir. Er brachte uns bis vor meine Haustür. Dort angekommen, ließen wir uns auf der Couch nieder, und mein neuer Freund begann zu erzählen. Nach einiger Zeit wusste ich, worauf es hinauslaufen würde. Bald würde er es sagen. Oh, und wie hasste ich es! Wie sehr wollte ich es nicht hören! Alles hätte ich in diesem Moment dafür gegeben, diesen Mann nicht mit zu mir genommen zu haben.

## Die Karten werden neu gemischt ...

Dann war es so weit. Er sagte, dass jemand sein ganzes Leben auf den Kopf gestellt – ja, ihn gerettet habe. Und er nannte den Namen, der, wie ich heute weiß, über alle Namen ist: **Jesus Christus!** Wie oft hatte ich diesen Namen gehört, aber nie zuvor so. Es war, als ob auf einmal das Licht angeht. Als ob ein Blinder plötzlich sehen kann. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Alles über Jesus war die Wahrheit – es gibt Gott. Jetzt waren die Karten neu gemischt.

»Wenn das wahr ist, dann kann ich einpacken. So einen wie mich will Jesus niemals!« Ich dachte über mich nach und dann über Gott. Das war unheilig und heilig, Feuer und Wasser, ja, man könnte sagen: Hölle und Himmel!

Es war mittlerweile der nächste Tag, und ich war allein in meinem Wohnzimmer. Ich saß auf meinem Sessel und starrte gegen die Decke. Gott und ich – nein, ich bin viel zu schlecht! Wie soll er alles das, was ich getan habe, vergeben – und warum auch? Plötzlich wurde ich niedergedrückt, bis ich auf meinen Knien war. Und wie von selbst erzählte ich Sünde um Sünde, all die Lügen, Schläge, Diebstähle, Lästereien, Gewalt, unerlaubter Sex und, und, und ... Ich schloss das Gebet mit den Worten: »Und das, was ich vergessen habe, bitte vergib mir das auch.«

Dann stand ich auf und fühlte mich wie vorher. Eine halbe Stunde später brachte ich meinen Gast zum Bahnhof und fuhr in die Stadt. Das musste ich meinen



Freunden erzählen. Ich stieg in den Zug, setzte mich, und als der Zug anrollte, da rollte auch die erste Träne meine Wangen hinunter. Ich weinte und weinte vor Glück. Das Abteil war voll, aber ich war allein mit meinem Gott. Der einzige Gedanke, den ich fassen konnte, war: »Wie gnädig ist Gott, dass er mir Sünder vergibt!«

*»Preist den HERRN, denn er ist gut. Denn seine Gnade währt ewig!«* (Psalm 136,1).

Schon vorher hatte ich auf meiner Suche durch Ideologien und Religionen mal das Neue Testament angelesen, aber jetzt las ich die Bibel, und sie machte mich satt. Wie mein Retter Jesus so treffend sagte:

*»Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort aus Gottes Mund«* (Matthäus 4,4).

Ich las und las, es gab so viel zu entdecken. Auch das Beten, das Reden mit dem lebendigen Gott! Ich war ganz hin und weg! In kürzester Zeit änderte sich mein ganzes Leben. Leider war ich damals sehr ungestüm, und diese Schwäche ist auch heute noch nicht ganz besiegt. Deshalb waren etliche Mitglieder meiner Familie und auch etliche Freunde etwas abgeschreckt. Ich konnte nicht anders, ich musste es jedem erzählen. Bei Jesus gibt es Vergebung für Sünder, selbst für solche wie mich!

*»Daher, wenn jemand in Christus ist, so ist er eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden«* (2. Korinther 5,17).

## Die große Befreiung

Ich erlebte eine große Befreiung. Da ich etliche »Christen« getroffen hatte, die tranken und Hasch rauchten, dachte ich zunächst, für Gott wäre das o.k. An einem Tag saß ich mit einer Bekannten bei mir, und wir konsumierten sehr viel Gras. Dann bekam ich einen Anruf. Eine andere Bekannte hatte Probleme. Ich sagte ihr, sie solle zu mir kommen, und ich würde beten. Ich fiel total stoned auf die Knie, schloss meine Augen und wollte beten. Doch bevor ich etwas zu Gott sagen konnte, hörte ich in meinem Innern die Worte: »Ab heute wird nicht mehr gekiff!« Und dann, nachdem ich gesehen hatte, dass meine Bekannte gerade einen Joint gedreht hatte, eine andere »Stimme«: »Komm! Den kannst du noch!«

Mir wurde schlagartig klar: Was auch immer das jetzt war, hier ging es um Gehorsam, entweder gegenüber dem einen oder gegenüber dem anderen! Ich beschloss: »Ab heute höre ich mit dem Kiffen auf, oh Herr! Amen.« Als ich dann meine Augen schloss, sah ich, wie meine Bekannte und ich bei mir im Bad waren. Wir standen neben der Toilette, und ich gab ihr mein ganzes Zeug. Dann spülte sie es die Toilette runter. Wieder sagte ich: »Amen.« Als ich mich von den Knien erhob, war ich komplett nüchtern. Es war, als hätte ich niemals Drogen genommen. Wer sich damit auskennt, weiß, dass das unmöglich ist.

*»Was bei Menschen unmöglich ist, ist möglich bei Gott« (Lukas 18,27).*

Das kann ich bezeugen! Ich sah meine Bekannte mit dem Joint und sagte: »Den kannst hier noch rauchen. Aber ich kiffe ab heute nie mehr! Gott hat gerade mit mir aufgehört zu kiffen!« Mit diesen Worten entleerte ich meine Wasserpfeife ins Waschbecken, unwickelte sie mit einem Handtuch, ging nach draußen, warf sie gegen die Wand und entsorgte die Scherben in der Mülltonne. Zwei Stunden später stand ich mit meiner Bekannten im Bad, und sie spülte meine Drogen die Toilette herunter – genauso, wie ich es gesehen hatte. Ich bin Gott so dankbar. Alleine hätte ich nie geschafft aufzuhören. Ich liebte die Drogen. Der Duft von Cannabis war für mich wie ein gutes Parfüm. Einen Tag später waren Freunde bei mir und zündeten sich einen Joint an. Ich musste sie nach draußen schicken, weil ich den Gestank nicht ertragen konnte. Gott ist sooo gut!

Doch möchte ich nicht verschweigen, dass ich in den ersten Jahren meines Glaubens, so wie auch heute, leider viele Fehler gemacht habe und mache. Aus Rücksicht auf die beteiligten Personen kann und will ich hier nicht weiter darauf eingehen. Trotzdem halte ich es für wichtig, hervorzuheben, dass Christus vollkommen ist, wir Christen leider aber immer diesem großen Vorbild hinterherhinken!!! Schon im Alten Testament wird uns vom Propheten Jeremia gesagt:

*»So spricht der HERR: Verflucht ist der Mann, der auf Menschen vertraut und Fleisch zu seinem Arm macht und dessen Herz vom HERRN weicht!« (Jeremia 17,5).*

Leider enttäuschen wir Christen immer wieder einander und auch die Menschen, denen wir Christus lieb

machen wollen. Wie gut, dass der Herr Jesus selbst ganz anders ist – der einzige immer Treue.

Doch gerettet und von Drogen befreit, entwickelte sich in mir der starke Wunsch, die Botschaft von Jesus weiterzugeben und mein altes Leben so gut es ging aufzuräumen ...

Einmal ging ich mit einem Freund spazieren, und wir kamen an einem Imbiss vorbei. Nach einem kurzen Blick durch das Fenster wurde mir mulmig. Ich hatte ihn sofort erkannt, vor Jahren hatte ich maskiert über ihm gestanden. Es war der Mann, den ich bei dem Hinterhalt gegen die Nazis verprügelt hatte. Er wusste nicht, dass ich es war. Wir gingen weiter, doch bei jedem Meter, den wir uns von dem Imbiss entfernten, bekam ich immer größeren Schmerz in der Magengegend, und in mir war der Gedanke: »Dreh um, rede mit diesem Mann! Erzähl von mir!« Ich wollte nicht, doch als wir an der nächsten Ecke angekommen waren, waren die Schmerzen unerträglich, und ich konnte nichts anderes denken als die oben erwähnten Worte.

Ich erzählte also meinem ungläubigen Freund, was gerade in mir vorging. Er sagte, ich wäre verrückt. Und ich sagte, ich müsse meinem Gott gehorchen. So gingen wir zurück zum Imbiss. Er war noch da. Ich sprach ihn an, und wir kamen ins Gespräch. Erst dachte er, ich wollte ihn für irgendetwas beschuldigen (er war auch kein unbeschriebenes Blatt), aber als er dann realisierte, worum es ging, war er total überrascht. Ich sagte ihm, er könne mich anzeigen, aber er wehrte das ab.

Anschließend gab ich Zeugnis über meinen wunderbaren Herrn Jesus, und er hörte aufmerksam zu. Bevor wir uns trennten, gab ich ihm noch eine Schrift über den Weg der Errettung, und er bedankte sich. Draußen vor der Tür war ich voller Freude und mein Freund voller Verwunderung. Ohne jeglichen Schmerz in meiner Magengegend konnten wir unseren Spaziergang beenden.

### Wiedergutmachung

In jungen Jahren hatte ich nicht nur begonnen, Drogen zu nehmen, sondern war auch zum Dieb geworden. Es war für uns eine Art Sport gewesen. Als ich zum Glauben fand, wurde mir durch das Lesen der Bibel ziemlich schnell klar, dass ich diese Dinge klären musste.

*»Wer gestohlen hat, stehle nicht mehr, sondern mühe sich vielmehr und wirke mit seinen Händen das Gute, damit er dem Bedürftigen etwas mitzugeben habe!«* (Epheser 4,28).

So machte ich mich eines Tages mit dem Zug auf den Weg, um meine Diebstähle zu gestehen. Die Chefin des Elektroladens, der zuerst auf meiner Liste stand, war als sehr streng bekannt. Umso mehr war ich verwundert, als ich den Laden betrat. Das Erste, was ich sah, war genau diese Frau mit einem herzlichen Lächeln auf den Lippen. Ich ging also, in meinem Innern betend, auf sie zu und fragte, ob ich sie kurz sprechen könnte. Sie war dazu bereit, und so begann ich, mich für meine

regelmäßigen Diebstähle in ihrem Laden zu entschuldigen. Sie unterbrach mich mit den Worten: »Wir waren da ja auch selber schuld. Wegen unserer schlechten Sicherheits-Vorkehrungen!« »Nein! Es ist mir wichtig, dass Sie wissen, wie sehr es mir leidtut!«, sagte ich und konnte ihr danach Zeugnis über meinen Glauben an Jesus geben.

Voller Freude, dass es so gut gelaufen war, verließ ich den Laden. Als ich den Gehweg betrat, schoss es mir durch den Kopf, dass ich noch in eine andere Stadt sollte. Dort ging es nicht mehr um Diebstahl, sondern um einen Anschlag während meiner linksradikalen Zeit. Ich bekam Angst. Da ich wusste, dass ich als Christ nicht schwarzfahren darf, ging ich in den McDonald's neben dem Bahnhof und bestellte mir eine satte Portion. Das alles geschah mit dem Hintergedanken: »Wenn kein Geld mehr da ist, kann ich mir auch keine Fahrkarte kaufen!« Ich verließ selbstsicher den McDonald's und sah den Fahrkarten-Automaten. »Geh zum Fahrkarten-Automaten!«, schoss es mir durch den Kopf. Ohne mir große Sorgen zu machen, ging ich hin, schließlich war ja fast mein ganzes Kapital in meinen Magen geflossen. Ich drückte die entsprechende Taste und sah sofort: So viel Geld hatte ich nicht mehr. Schnell wandte ich mich ab, doch ich konnte nicht gehen. »Guck noch mal!«, durchzuckte es mich wieder. Ein zweites Mal stand ich vor dem Automaten, da war noch die Option »Ohne Busfahrkarte«. Also drückte ich diesen Knopf – und nach einem Blick in meine Geldbörse staunte ich nicht schlecht, denn darin war

auf den Cent genau der Betrag, den ich für die Fahrkarte brauchte. Mir war klar: Jetzt muss ich doch weiterfahren!

Ich kaufte die Fahrkarte – es war ein trüber, wolkenverhangener Tag. Als ich die Fahrkarte abgestempelt hatte und auf das Gleis trat, brach die Wolkendecke auf und die Sonne schien auf mein Gleis. Im selben Moment fuhr der Zug ein. Etwas berauscht von den Eindrücken der letzten Minuten bestieg ich den Zug und ließ mich in einem freien Vierer-Abteil nieder. Ich blickte auf und sah auf dem Sitz vor mir ein Faltblatt. Darauf war der Schatten einer Person und die Frage: »Kennen Sie IHN?«. Ich schlug das Blatt auf, und der Name Jesus Christus sprang mir förmlich entgegen. Tränen der Freude rannen mir über die Wangen. Es gibt nichts Schöneres als mit dem lebendigen Gott zu leben, dachte ich.

Am nächsten Ort angekommen, gestand ich einen Anschlag mit Buttersäure und erfuhr, dass wir damals nur knapp den Gewehrschüssen eines über dem Laden wohnenden Jägers entkommen waren ...

Mittlerweile sind etliche Jahre vergangen, und ich könnte viele Erlebnisse schildern, die ich mit meinem Herrn und Gott durchlebt habe. Unverdienterweise bin ich reich beschenkt: Ich durfte meine wunderbare Frau kennenlernen, wir haben zusammen drei Kinder und dürfen in einer christlichen Gemeinde mitarbeiten. Die größte Freude ist es mir nach wie vor, Menschen von Jesus Christus zu erzählen und sie mit seinem Evangelium zu konfrontieren:

»Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben; wer aber dem Sohn nicht gehorcht, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm« (Johannes 3,36).

Wenn jemand notorisch ungehorsam und rebellisch war, dann ich! Ja, da kenne ich mich aus. Deswegen ist es mir eine große Freude, jetzt anderen Rebellen (sind wir das nicht irgendwie alle, wenn es um Gott geht?) zuzurufen:

Gib deine Rebellion auf, bevor es zu spät ist! Gesteh deine Unfähigkeit und Sündhaftigkeit ein!

Dir selbst und vor allem Gott!

Jesus, der Sohn Gottes, hat sich für uns an ein Kreuz nageln lassen! Seine Arme waren weit offen! Und sie sind es noch heute! Das tat ER für Dich und mich. Bitte verachte solche Liebe nicht. Komm zu Jesus!

Ich möchte Dir zurufen, was uns allen auf den letzten Seiten von Gottes Buch zugerufen wird:

»Und der Geist und die Braut sagen: Komm! Und wer es hört, spreche: Komm! Und wen dürstet, der komme! Wer da will, nehme Wasser des Lebens umsonst!« (Offenbarung 22,17).





## Mein Leben war zum Kotzen

**D**ie Helligkeit des Tages erfüllt mein Zimmer. Ich sollte aufstehen, doch am liebsten würde ich mich vor mir selber verstecken, unter die Bettdecke kriechen und alles vergessen. Gestern abend war es wieder soweit. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, nur zwei belegte Brote zu essen, aber dann ist alles außer Kontrolle geraten. Ein Stück Kuchen, noch eins, Schokolade ... und dann der übliche Gang zur Toilette, um alles ungeschehen zu machen.

Heute früh muss ich die Konsequenzen tragen. Natürlich zeigt die Waage nicht mehr Kilos an, aber in meinem Körper rebelliert alles, der Magen scheint sich selbst zu verdauen und die Organe sind müde von der Nacharbeit. Kann ich jemals wieder normal essen? Während ich mich langsam anziehe, schweifen meine Gedanken zurück in die Vergangenheit.

Aufgewachsen bin ich in Wien, als dritte von drei Schwestern. Meine Mutter brachte bereits ein Kind mit in die Ehe und kurz nach der Heirat wurde Andrea geboren. Zwei Jahre später erblickte ich dann das Licht der Welt.

Wir wohnten am Stadtrand von Wien, wo Vater eine Eigentumswohnung hatte. Leider habe ich nur sehr

wenige Erinnerungen an meine frühe Kindheit. Allerdings vergesse ich nicht, dass Vater des Nachts, wenn wir krank waren oder schlecht träumten, an unser Bett kam und uns versorgte. Wahrscheinlich habe ich die Erinnerungen an meine Mutter unbewußt verdrängt, denn als ich acht Jahre alt war, trennten sich meine Eltern.

Bis zu diesem Zeitpunkt war meine Welt noch in Ordnung. Ich war ein fröhliches Mädchen, bewegte mich gerne, war für alles Neue aufgeschlossen und aß gerne all die leckeren Speisen, die mir angeboten wurden. Weil meine beiden Schwestern schlechte Esser waren, freuten sich alle über meinen guten Appetit und förderten ihn. Dadurch war ich natürlich nicht so schlank wie meine Schwestern, aber das störte mich nicht bis auf das eine Mal, als ich wie meine Schwestern einen Minirock tragen wollte. Mein Vater versagte mir den Wunsch mit der Begründung, ich hätte »zu feste Beine«.

Das hat mich damals traurig gemacht. Vielleicht erzogen mich meine Eltern unbewußt wie einen Jungen, denn nach den beiden Mädchen hatten sie sich einen Jungen gewünscht. Durch meine unerschrockene, etwas wilde Art wurde dieser Gedanke vielleicht noch gefördert.

Mich selbst störte meine etwas pummelige Figur nicht und so aß ich mit gesundem Appetit weiter.

## Hunger nach Geborgenheit

Nach der Trennung meiner Eltern kamen wir Schwestern in ein Internat – in eine private Wiener Klosterschule. Meine Eltern trafen die Vereinbarung, dass wir Kinder am Wochenende abwechselnd von Vater oder Mutter abgeholt werden sollten.

Das Leben im Internat konnte ich gut ertragen. Wir hatten regelmäßige Essenszeiten, Lernstunden, Sportstunden und freie Zeit. Die Nonnen behandelten mich freundlich und bemutterten mich, was ich sehr genoß. Nur eines machte mich sehr traurig: Jedesmal, wenn das Wochenende mit meiner Mutter vorgesehen war, saßen wir viele Stunden an der Pforte und warteten vergeblich. Irgendwann bekam dann eine der Nonnen solches Mitleid mit uns, dass sie meinen Vater anrief, der dann sofort kam und uns abholte.

Später wurde meiner Mutter das Besuchsrecht entzogen und sie musste sich jedesmal bei unserem Vater melden, wenn sie uns abholen wollte. Aber das geschah ganz selten, vielleicht zwei Mal im Jahr.

Für mich war es damals völlig unverständlich, dass meine Mutter kein Interesse und keine Liebe für ihre Kinder hatte. Vielleicht setzte sich schon damals in meiner kindlichen Seele der Eindruck fest, dass es an mir liegen mußte.

An ein Wochenende mit Mama kann ich mich noch gut erinnern. Sie holte uns ab und wir freuten uns riesig. Dann stellte sie uns ihren zehn Jahre jüngeren Tennislehrer und Freund vor. Wir übernachteten in ihrer

neuen Wohnung, lernten Cornflakes und Spaghetti kennen und spürten sehr schnell, dass sie froh war, wenn das Wochenende vorüber war. Sie hatte interessantere Dinge zu tun, als Kinder zu erziehen, Wäsche zu waschen und Zimmer zu putzen. Sie arbeitete als Fotomodell und Moderatorin, organisierte Modenschauen und machte Promotionen in Kaufhäusern. Jetzt konnte sie endlich einmal leben und das tun und lassen, was sie immer schon wollte. Sie heiratete später auch wieder und zog mit ihrem Mann, der in einem Spielkasino beschäftigt war, nach Voralberg.

Ich konnte als Kind diese Zusammenhänge natürlich nicht verstehen und wurde in meinem Inneren zutiefst verletzt.

Nach vier Jahren Internat durften Andrea und ich extern weiter zur Schule gehen. Mein Vater hatte inzwischen eine Wohnung im Zentrum von Wien gemietet und sorgte mit aller Fürsorge, die für einen Vater möglich ist, für uns. Er stand oft um fünf Uhr morgens auf und kochte unser Mittagessen vor. In seiner Tätigkeit als Verkaufsrepräsentant musste er viel unterwegs sein und kam meist erst abends zurück. Ich erinnere mich gut, dass ich oft am Fenster stand und auf die Straße blickte, in der Hoffnung, bald sein vertrautes Gesicht zu sehen. Während ich auf ihn wartete, dachte ich über vieles nach, z.B. über Gott, über den Tod und was passieren würde, wenn Papa einmal nicht mehr nach Hause käme.

Die Schule machte mir keine großen Schwierigkeiten. Eines Tages bekamen wir eine neue Mitschü-

lerin und wir wurden gute Freundinnen. Immer, wenn ich mit Barbara zu ihr nach Hause kam, warteten ihre Mutter und ihre Oma bereits auf sie. Sie wurde liebevoll umsorgt und ein leckeres Essen stand für sie bzw. für uns bereit. Mir machten diese Besuche viel Freude, und doch wurde mir auch schmerzlich bewußt, was mir fehlte.

Bis zu dieser Zeit hatte ich noch eine einigermaßen normale Beziehung zum Essen. Wahrscheinlich aß ich aber anfangs trotzdem übermäßig viel aus Kummer, Frust und Einsamkeit.

In meiner Klasse war ein Mädchen, das die Klasse wiederholen musste und daher schon älter war. Sie erzählte mir einmal während des Turnunterrichts, dass es doch ganz leicht wäre, ein »zu viel« an Essen wieder loszuwerden. Man müßte nur den Finger in den Hals stecken und erbrechen. Auf diese Weise würde man nicht dick werden und niemand würde merken, dass man zu viel gegessen habe. Von diesem Tag an wußte ich, wie man etwas ungeschehen machen konnte, was doch geschehen war.

Es kam die Zeit, in der wir auch abends gerne ausgehen wollten. Ausgangspunkt für unsere Aktivitäten waren Treffpunkte wie der ›Donnerbrunnen‹ oder die Eisdielen in Wien Grinzig. Dort trafen sich Mods, Popper und solche, die es sein wollten. Die Kleidung war hier sehr wichtig. Ganz toll war es, wenn man entweder ein Mofa oder besser noch eine Vespa, oder einen Freund mit einem von beiden hatte.

## Hochstimmung mit leerem Magen

Als mein Vater einmal geschäftlich ins Ausland musste, nutzten wir die Freiheit für unseren ersten Disco-Besuch. Natürlich hatte ich ein schlechtes Gewissen, denn ich war damals etwa 14 Jahre alt, aber dabei sein war alles. Ein Jahr später durften wir regelmäßig abends weggehen, mussten aber zu einer bestimmten Zeit pünktlich zu Hause sein.

Kurz vor meinem 16ten Geburtstag verliebte ich mich zum x-ten Mal. Diesmal hatte die Beziehung jedoch eine gravierende Auswirkung, denn Martin sagte mir, dass es nicht schaden würde, etwas schlanker zu sein. Von diesem Zeitpunkt an wurde mir das Essen zum Feind. Alles was dick machte, hasste ich. So aß und trank ich für Tage, Wochen, Monate nur noch minimal. Papas vorgekochtes Essen wanderte meist ungegessen in die Toilette. Aß ich es doch, dann erbrach ich, um nur nicht zuzunehmen. Ich begann dicke Menschen zu verachten, liebte es ›leer‹ zu sein, unabhängig, und war in Hochstimmung, wenn ich nicht aß. Vorerst merkte niemand etwas, nur dass ich innerhalb von einem halben Jahr rapide abnahm. Dann blieb meine Menstruation aus, ich schwitzte kaum noch und hatte Magen-Darm-Probleme, die ich mit immer größeren Mengen Abführmitteln bekämpfte.

Die Beziehung zu Martin, die eigentlich keine war, brachte mich noch mehr in diesen Teufelskreis hinein. Martin war ein »Aufreißer« und ich war zu naiv, um es sofort zu erkennen. Dazu kam, dass ich darunter litt,

dass meine Schwester viel weiblicher und attraktiver war als ich. Wo wir auch hinkamen, wurde sie sofort umschwärmt und somit war unser Verhältnis nicht das Beste.

### **Mode, Model und Meditation**

Ich war 17 Jahre alt, als meine Mutter zurück nach Wien zog. Sie war wieder in der Modebranche tätig und gründete eine Firma, die Modeschauen organisierte und durchführte. Mein Vater hatte uns immer vor diesem Milieu gewarnt, doch ich konnte dem nicht widerstehen und zog von zu Hause aus zu meiner Mutter.

Wahrscheinlich war das einer der größten Fehler meines Lebens, denn erstens brach ich Papa, der mich doch so sehr liebte, das Herz. Zweitens brach ich meine Schule ab und konnte daher nicht mehr das Abitur machen und drittens verschlimmerte sich meine Magersucht noch mehr, denn nun wollte ich Model werden.

Angefangen hatte alles damit, dass meine Mutter ein Bild von mir bei einem Wettbewerb zum »Gesicht des Jahres« einsandte. Ich wurde dann angeschrieben und mit 59 anderen Anwärtnerinnen zu John Casablanca, dem Chef einer amerikanischen Agentur, eingeladen. Dort wurden wir begutachtet und einzelne zur Präsentation ins »Hilton« eingeladen. Ich wurde zwar nicht »Gesicht des Jahres«, aber ich erhielt meinen ersten Job für einen Werbespot.

Damit begann meine Arbeit als Model. Für Modeschauen war ich etwas zu klein, auch wenn ich auf meiner Set-Karte etwas schummelte. Ich war nie das Topmodel, dafür war ich zu wenig Persönlichkeit und konnte mich nicht in Szene setzen, wie so manche Konkurrentinnen. Eigentlich war nicht die Makellosigkeit eines Models ausschlaggebend, sondern mehr ihre Präsentation und das Einsetzen ihres Körpers und ihre Ausdrucksfähigkeit.

Natürlich kam ich mir sehr wichtig vor. Endlich war ich jemand und wurde von meinen Freunden angesprochen, dass sie mich im Fernsehen bei dem einen oder anderen Werbespot gesehen hätten.

Meine Mutter befaßte sich damals mit Astrologie, Esoterik, Tischerücken usw. Wir lasen viele Bücher über das Leben nach dem Tod, über Engel, Geistwesen, Meditation und besuchten eine »Geistige Loge« in Wien. Meine Mutter war sehr medial veranlagt und verließ sich immer mehr auf Anweisungen aus der Geisterwelt.

In Mamas Modeschautruppe war auch Wolfgang – blond, braungebrannt, sportlich und der Schwarm aller Frauen. Ich weiß nicht warum, aber er interessierte sich für mich und wir waren für einige Zeit befreundet. Durch einen Freund lernten wir eine Gruppe kennen, die sich »Sahaja-Jogis« nannten. Wolfgang war begeistert und begann regelmäßig ihre Veranstaltungen zu besuchen. Anfangs ging ich mit und sah stundenlang Videos in gebrochenem Englisch von einer Inderin an, welche als Guru verehrte wurde. Auf einem Wochenendseminar wurde mir jedoch klar, dass ich als Katho-



likin nicht das Bild einer Inderin anbeten und ihr Opfer bringen konnte. So verließ ich die Jogagruppe und die Freundschaft mit Wolfgang löste sich auf.

Meine Mutter startete wieder mal ihre Modeschauen. Jeden Tag besuchten wir ein anderes Hotel, im Sommer vorwiegend an den Seen und in Kurorten, im Winter in den Skigebieten. Es war ein lockeres Leben. Wir waren ein Team von 2 bis 4 Models und hatten die »Fetzen« dabei. Jeden Abend spulten wir unsere Modeschau ab und meine Mutter »conferierte«, während wir die Kleider vorführten. Das Arrangement war: wir lieferten das Abendprogramm und das Hotel machte Barumsatz, dafür hatten wir Kost und Logie frei. Meistens konnte ich bei den herrlichen Buffets nicht widerstehen, jedoch hatte ich ja meine Methode, von der niemand etwas ahnte.

Als die Geschäfte nach einiger Zeit schlechter gingen, beschlossen wir, uns in Bad Hofgastein sesshaft zu machen. Da ich mich für gesunde Ernährung interessierte, fuhr ich zu dem Gesundheitsapostel Dr. Brucker und absolvierte dort eine Ausbildung als Gesundheitsberaterin. Es ergab sich, dass ich in einem Reformhaus in Bad Hofgastein arbeiten konnte und man sollte meinen, dass ich nun gelernt hätte, wieder normal zu essen, nachdem ich jahrelang gefastet, Unmengen in mich hineingefuttert und schließlich alles wieder ausgebrochen hatte. Doch das war keineswegs so. Nun zwang ich mich, nur »gesunde Nahrung« zu essen, obwohl es mir gar nicht schmeckte. Meine Umwelt merkte davon wenig, ich machte viel Sport, war freundlich und fröh-

lich und alles schien in bester Ordnung zu sein. Aber im Inneren war ich ziellos, hasste mich selbst für meine unkontrollierten Essattacken und suchte nach einem Halt.

### **Esoterik oder Christus?**

Mein nächster Spleen war, eine Heilpraktiker-Ausbildung zu beginnen und so zog ich nach München, suchte mir ein Zimmer und bekam einen Nebenjob in einem Naturkostladen. Nun begann die traurigste Zeit meines Lebens. Ich fühlte mich einsam und verlassen. Meine Bulimie verstärkte sich derartig, dass ich mir in meiner Verzweiflung immer wieder überlegte, wie ich meinem Leben ein Ende machen könnte. Zwar dachte ich oft über Gott nach und betete, aber ich war von den esoterischen Büchern derart durcheinander, dass mein Gottesbild völlig verzerrt war.

Genau in dieser Lebensphase kam Andrea, meine Schwester, aus Wien zu Besuch. Zu meinem großen Erstaunen war sie ganz verändert – so lieb, normal und ausgeglichen und ich wußte: den Frieden, den sie hat, den brauche ich auch. Sie erzählte mir von Jesus Christus und las mir aus der Bibel vor. In meiner Not flehte ich zu Gott, dass er mein Leben ändern und in Ordnung bringen möchte. Es war einfach ein Schreien zu Gott, meinem Schöpfer, ohne das ich verstand, wer Jesus Christus war und was er für mich getan hat.

Nun begann Gott, in meinem Leben aufzuräu-

men. Zunächst aber wurde mein psychischer Zustand so schlecht, das ich meine Ausbildung unterbrach und nach Bad Hofgastein zurückkehrte. Meine Mutter hatte inzwischen wieder einmal geheiratet und ich fühlte mich in ihrer Wohnung ziemlich fehl am Platz. Doch Gott hatte einen Plan mit meinem Leben, auch wenn ich es damals nicht gleich merkte. In meinem kleinen Mansardenzimmer dachte ich viel über mein Leben nach und wenn ich heute in meinen Tagebüchern blättere, die ich damals geschrieben habe, dann staune ich, wie liebevoll Gott mich verändert hat.

Schon bald lernte ich Sabine kennen, die mir von einem Bibelkreis in St. Johann erzählte. So machte ich mich auf und wußte nach meinem ersten Besuch, dass ich hier an dem richtigen Platz war. Peter erklärte uns anhand eines Bibelkurses den Weg zu Jesus. Er sprach darüber, wer und wie Gott ist und das jeder Mensch zu Gott kommen kann wie er ist und ihn um Vergebung seiner Sünden bitten kann. Mir wurde klar, dass der Weg zu Gott nur über das Kreuz auf Golgatha führt, wo Jesus Christus, der Sohn Gottes, stellvertretend die Strafe für unser sündiges Leben getragen und damit den Weg zu Gott freigemacht hat.

Nun war ich bereit mein Leben dem zu übergeben, der schon lange auf mich gewartet hatte. Ich gab mein selbsterdachtes Gottesbild auf und legte allen Stolz und Hochmut, die ich korpulenten Menschen gegenüber empfunden hatte, ab und bekannte Gott meine Sünden.

Als ich ein halbes Jahr später nach München zurückkehrte, um meine Ausbildung fortzusetzen, be-

kam ich die Adresse einer christlichen Gemeinde und besuchte sie gleich am ersten Sonntag.

### **Bedingungslos geliebt**

An diesen ersten Besuch kann ich mich noch gut erinnern. Die Freundlichkeit, Liebe, Offenheit und Herzlichkeit gaben mir das Gefühl: »Hier wirst du geliebt, wie du bist, hier musst du nicht schlank, schön und lustig sein, um geliebt zu werden.«

Rainer – mein späterer Ehemann – sah mich an diesem Tag zum ersten Mal und wußte, dass ich seine von Gott bestimmte Frau sein würde. Da ich noch so viele Probleme mit mir hatte, wurden Rainers Geduld und Vertrauen hart geprüft und erst ein halbes Jahr später konnte ich seine Zuneigung erwidern.

Bald lernte ich bei meinen Besuchen in dieser Gemeinde auch eine Frau kennen, die jahrelang an Bulimie gelitten hatte und war so froh, dass sie alle meine Nöte, Ängste und Probleme verstehen konnte. Die vielen Gespräche mit ihr halfen mir nicht nur, meine Essprobleme zu bewältigen, sondern sie war mit ihrem Leben ein wunderbarer Beweis, dass Gott ein kaputtes Leben heilen kann. Das gab mir Mut in Zeiten der Resignation und der scheinbaren Rückschritte. 1990 heirateten Rainer und ich und einige Monate später wurde ich schwanger.

Die Schwangerschaft war für mich eine schreckliche Belastung, denn nun musste ich akzeptieren, einen

dicken Bauch zu bekommen. Natürlich freute ich mich über ein Kind von dem Mann, den ich liebte, aber ich hatte Angst, dass Rainer mich mit einem dicken Bauch nicht mehr lieben würde. Bis zum Tag der Geburt versuchte ich, meinen Bauch zu verstecken.

Meinem Mann Rainer gegenüber empfinde ich eine tiefe Dankbarkeit, denn er ermutigte mich und machte mir das Wort Gottes lieb. Die gemeinsamen Gebete halfen mir mehr und mehr, von falschen, selbstzerstörerischen Gedanken loszukommen.

Drei Jahre später wurde ich wieder schwanger und Gott schenkte uns nach Philipp noch Mathias. Der durch die Kinder bedingte Tagesablauf stellte sich für mich als ideal heraus. Die regelmäßige Einnahme der Mahlzeiten war mir eine große Hilfe. Anfangs musste ich mich zwingen, drei Mal täglich zu essen. Aber auch wenn ich keinen Hunger hatte, ließ ich das Frühstück nicht aus. Damit verhinderte ich einen abendlichen Heißhungeranfall.

1995 kam unsere Tochter Hanna zur Welt und vier Wochen nach ihrer Geburt zogen wir in die Heimat meines Mannes, ins Berchtesgadener Land, wo wir auch heute noch wohnen.

Und nun – Jahre später – stellt sich natürlich die Frage, ob mein Wunsch in Erfüllung gegangen ist, einmal wieder normal essen zu können. Es ist schwer für mich zu beurteilen, ob die Essensmengen »normal« sind, die ich zu mir nehme, auf alle Fälle habe ich wieder ein Hunger- und Sättigungsgefühl.

Meine Nahrungsaufnahme mache ich nicht mehr

von der Waage abhängig, auf die ich mich früher stündlich stellte. Die Waage steht seit einigen Jahren im Keller und ist sicherlich schon ganz verstaubt. Meine Stimmungen sind weitgehend davon unabhängig, ob ich wenig oder viel gegessen habe. Ich ernähre mich gesund, habe aber auch gelernt mir Süßes zu gönnen, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben.

Ich möchte aber niemand verheimlichen, dass es ein langer Weg in die Freiheit ist, bei dem ich täglich auf die Gnade und Hilfe Gottes angewiesen bin. Immer noch bin ich gefährdet, auf Probleme, Ängste, Niederlagen und Sorgen mit einem veränderten Eßverhalten zu reagieren. Doch erkenne ich deutlich, dass Gott mit meinem Leben ein Ziel hat und dass ich der Befreiung von meinen falschen Gedanken und meinem falschen Verhalten immer näher komme.

Ich bin Gott von ganzem Herzen dankbar für die Möglichkeit einer solch nachhaltigen Befreiung. Manchmal frage ich mich, was aus mir geworden wäre, wenn ich die ausgestreckte Hand Gottes nicht erfasst und seine bedingungslose Liebe nicht kennengelernt hätte.



## Geboren, um zu verlieren

**I**n Honduras, einer der kleinen Bananenrepubliken Mittelamerikas, wuchs ich in einer sehr armen, katholischen Familie auf.

Als ich etwa 6 Jahre alt war, verließ mein Vater unsere Familie um nie wieder zurückzukehren. Er war Alkoholiker und hatte schon zu Großvaters Lebzeiten ein großes Landgut als Erbe bekommen.

Großvater hatte ihm den dringenden Rat gegeben, auf keinen Fall die Pferde zu verkaufen, weil man damit im Notfall eine neue Existenz aufbauen konnte. Aber schon nach drei Jahren war von dem Erbe nichts mehr vorhanden und auch die Pferde wurden verkauft, um das Geld zu vertrinken. Von dieser Zeit an habe ich Alkohol gehasst!

Vater hinterließ uns ein großes Elend. Wir hatten kaum etwas zu essen, keine Kleidung und unsere Hütte hatte nur ein Bett, in dem unsere Mutter schlief. Wir drei Kinder schliefen auf dem Lehmboden.

Unser Leben änderte sich, als eines Tages der gefürchtete Bruder meiner Mutter ins Dorf kam. Lorenzo war ein berühmter Berufs-Killer. »Da kommt der Teufel!«, schriegen die Leute entsetzt, als sie ihn sahen.

Sie bekreuzigten sich, liefen in ihre Häuser und verriegelten ihre Türen.

Aber dieses Mal kam er nicht mit gezückter Pistole, sondern mit einer Bibel in der einen Hand und einer Laterne in der anderen. Und am Abend ging er von Hütte zu Hütte und sprach mit den Leuten über die Bibel.

Die Dorfbewohner waren sehr verwirrt: »Er ist vom Teufel, aber er trinkt nicht mehr, tötet nicht mehr und spricht von Jesus. Was ist los mit ihm?«

Nun, mein Onkel war inzwischen Christ geworden und seine Veränderung war so offensichtlich, daß man sein Zeugnis ernst nahm. Damals kam meine liebe Mutter zum Glauben an den Herrn Jesus.

### **Eine Karriere als »Fünf-Minuten-Prediger«**

Als ich 12 Jahre alt war, verließ ich meine Familie, um meine Mutter zu entlasten. Ich schwur damals, nie wieder in diese Armut zurückzukehren, sondern viel Geld zu verdienen und meine Familie aus dem Elend herauszuholen.

Es war nicht einfach, Arbeit zu finden, aber endlich bekam ich eine Stelle in einer Bananenfirma. Vier Jahre später holte mich meine Mutter zurück. Meine Bedingung war: »Wenn du mich zwingst mit in die Gemeinde zu gehen, dann haue ich ab und arbeite wieder in der Firma!«

Die Gemeinde wurde nämlich nur von alten Leuten



besucht und von vier Mädchen, – die alle meine Cousinen waren!

Eines Tages lud mich ein Baptistenpastor aus der näheren Umgebung in seine Gemeinde ein, zu der auch einige Amerikaner gehörten.

»Die Anwesenheit von Gringos beinhaltet die Möglichkeit einer Arbeitsstelle«, dachte ich und tatsächlich bekam ich eine Anstellung, bei der ich Traktor fahren und Reparaturen usw. erledigen musste.

Um einen guten Eindruck zu machen schien es mir auch vorteilhaft zu sein, die Hand zu heben, als eines Tages in der Kirche zur Bekehrung aufgerufen wurde.

Kurze Zeit später wurde an unserem Ort eine Evangelisation durchgeführt. Der Prediger fragte mich:

»Kannst Du erzählen, wie Du Christ wurdest?«

»Nein!«

»Dann bereite Dich darauf vor!«

Nun geriet ich in Panik! Ich war kein Christ und meine Bibel trug ich nur zum Schein mit zur Gemeinde. Um nur ja nicht negativ aufzufallen und dadurch meine Beziehungen zu verlieren, durchstöberte ich den Bücherschrank der Baptistengemeinde, um mich zu informieren. Dort entdeckte ich die Bücher des Predigers Murray McCheyne, die mir gut gefielen.

### **Das ist alles nur geklaut**

In der Folgezeit klaute ich zwei von diesen Predigtbüchern, um dann Passagen daraus auswendig zu ler-

nen. Ich prägte mir auch Gedichte ein und bald fand mein erster Auftritt mit einer Kurzpredigt statt, die offensichtlich Zustimmung fand. Die Zuhörer schienen begeistert zu sein und forderten mich auf, öfters zu predigen.

Allerdings dauerten meine »Predigten« nicht länger als 5 oder 10 Minuten, denn es war keine leichte Sache, immer wieder neue Predigten auswendig zu lernen, ohne den Inhalt zu verstehen. Manchmal wurde ich regelrecht gegen meinen Willen auf die Kanzel geschleppt.

Auf diese Weise wurde ich mit etwa 16 Jahren der sogenannte »Fünf-Minuten-Prediger«, der sich wachsender Beliebtheit erfreute, vielleicht gerade deswegen, weil meine »Predigten« so kurz waren.

Monate später schickten mich die Baptisten mit weißem Hemd und Krawatte zu einem Treffen. Irgendwie bekam ich dort eine Zeitschrift in die Finger, worin zu einem Jugendlager eingeladen wurde. Mich interessierten vor allem die Mädchen dort und so besuchte ich dieses Lager und kam so in Kontakt zu der dortigen Gemeinde.

Auch die Gringos dort konnte ich mit meiner frommen Show bluffen und sie sorgten dafür, daß ich bald getauft und in die Gemeinde aufgenommen wurde.

Gleich am ersten Sonntag spulte ich freimütig und routiniert eine meiner »Fünf-Minuten-Predigten« ab und machte offensichtlich nicht die schlechteste Figur.

Dort benutzte ich ein Buch von Georg Müller über das Gebet, das ich auch damals bei den Baptisten

geklaut hatte. Auch daraus lernte ich Passagen auswendig, um mein Kurzansprachen-Repertoire für Gebetsstunden zu erweitern.

Heimlich pflegte ich auch Kontakt zu den anderen Kirchen in der Umgebung, um auch sie mit meinem Wortschwall zu beglücken und so konnte ich für eine kurze Zeit den Baptisten ein Baptist, den Methodisten ein Methodist und den »Brüdern« ein »Bruder« sein, bis der ganze Schwindel irgendwann offenbar wurde und damit meine Karriere als jugendlicher »FünfMinuten-Prediger« ein schnelles Ende fand.

## **Geld und Frauen**

Da ich mich nun bei den Christen stinkend gemacht hatte, versuchte ich mich auf mein berufliches Weiterkommen zu konzentrieren.

Tatsächlich schaffte ich es, mit 20 Jahren stellvertretender Geschäftsführer einer Bananenfirma zu werden. Nun hatte ich mein Ziel erreicht: ich verdiente genug Geld und da ich weder rauchte noch trank, blieb genügend Geld übrig, um eine Anzahl unguter Frauenbeziehungen einzugehen.

In der Folgezeit hatte ich über 20 Jahre lang keinen Kontakt mehr zu einer Gemeinde von Christen.

In den folgenden Jahren gründete ich mit drei Partnern eine Molkerei und begann auch eine Viehzucht, was in Honduras ein riskantes Unternehmen ist. Um störende und unbequeme Konkurrenten auszuschal-

ten, war es nicht ungewöhnlich, Killergruppen mit der Liquidierung dieser Personen zu beauftragen.

Pro Person kostete uns das damals umgerechnet 500 bis 1000 DM. So wenig war das Leben in unseren Breitengraden wert!

Die Pistole war mein ständiger Begleiter und ich hatte eine weitere Anzahl moderner Waffen, die ich nicht nur benutzte, um mich zu verteidigen.

Ohne verheiratet zu sein, lebte ich schließlich 23 Jahre mit Tomasa zusammen, die seit einigen Jahren Sonntags in eine Gemeinde ging. Ich hatte sie damals in der Bananenfirma kennengelernt. Doch daneben hatte ich noch einige andere Beziehungen und inzwischen 9 Kinder von drei verschiedenen Frauen, für die ich zu sorgen hatte.

Für Tomasa war dieser Umstand natürlich eine große Not. Sie hatte inzwischen eine persönliche Beziehung zu Jesus Christus und betete schon jahrelang für mich. Sie bat häufig, unsere illegale Beziehung durch eine Heirat zu beenden und machte sogar den Vorschlag, einen Ehevertrag aufzusetzen, in dem sie sich verpflichtete, keine Ansprüche auf Geld und Gut zu erheben.

Doch durch eine Heirat meine »Freiheit« einzuschränken war für mich damals undenkbar. Auch wenn mein Leben das Gegenteil ausdrückte beruhigte ich mich mit dem Gedanken, dass ich doch schließlich auch »Christ« sei und damals meine Hand zu einer Entscheidung für Christus erhoben hatte.

## Kein Rollentausch sondern neues Leben!

Es ist jetzt etwa sieben Jahre her, dass ich eines Morgens um etwa vier Uhr in einem zerstörten Auto zu mir kam und im gleichen Moment mit Erschrecken wußte: Ich bin ein verlorener Sünder!

Ich war mal wieder unterwegs gewesen und es war sehr spät geworden, als ich mit meinem Wagen ins Schleudern geriet und in einem Loch hängen blieb. In dieser Nacht wurde mir bewußt, dass Gott mich suchte. In aller Deutlichkeit stand nicht nur mein zerstörtes Fahrzeug, sondern vor allem der Trümmerhaufen meines Lebens vor meinen Augen und die Spur von Blut und Tränen, die ich hinterlassen hatte. Ich wußte, daß Gott mich richten und verurteilen musste.

Was ich nicht ahnte: Tomasa konnte in dieser Nacht nicht schlafen und hatte für mich gebetet. Ihre Not mit unserer Beziehung war so groß geworden, dass sie an diesem Abend beschlossen hatte, mich zu verlassen, um Gott gehorsam zu sein. Doch als ich nach diesem Unfall am frühen Morgen nachdenklich, schmutzig und mit zerrissenen Kleidern zu Hause eintraf, hatte sie keinen Mut, ihren Entschluss in die Tat umzusetzen.

Ich packte meine Tasche und verabschiedete mich von Tomasa mit der Begründung, mein Leben in Ordnung bringen zu wollen. Drei Tage lang suchte ich die Stille auf und in dieser Zeit überführte Gott mich von meinen Sünden. Ich durfte mein gottloses Leben bereuen und Gott schenkte mir den Glauben an den Herrn Jesus, der meine große Schuld stellvertretend

am Kreuz für mich bezahlt hat. Von da an haßte ich die Sünde und war entschlossen, mit allen üblen Gewohnheiten und Verbindungen zu brechen.

Als ich zu meiner illegalen Frau Tomasa zurückkehrte und ihr erklärte, dass ich sie heiraten wolle und bis zur offiziellen Hochzeit keinen Kontakt mehr mit ihr haben könnte, war sie sprachlos!

»Dieser Leib gehört jetzt Gott!«, betonte ich, indem ich auf meinen Körper zeigte, »und meine Pistolen habe ich auch weggegeben!«

Danach kamen die Videos und Fotos dran. Ich hatte eine Menge schmutziger Videos mit meinen Frauengeschichten aufgenommen und ich warf sie alle auf einen Haufen, um sie zu verbrennen. Das war aber nicht so leicht, wie ich mir das vorgestellt hatte. Das Zeug brannte nicht und so musste ich ein Video nach dem anderen ins Feuer werfen und auf diese Weise vernichten. Ich bin Gott sehr dankbar, dass ich mich nicht nur äußerlich von diesen Videos trennen konnte, sondern dass Gott mich auch von den schmutzigen Erinnerungen befreit hat.

Nicht so einfach war es, die Beziehungen zu den anderen Frauen zu beenden, die Mütter meiner Kinder waren. Ich besuchte sie, wies jeden Annäherungsversuch ab, betete mit ihnen und bekannte, dass ich nun Christ war. Ich versprach, weiterhin für sie und die Kinder zu sorgen, aber ansonsten keinen Kontakt mehr zu pflegen.

Nachdem wir geheiratet hatten, war meine Tomasa einverstanden, einige der Kinder aus den anderen

Beziehungen aufzunehmen und ich bin dankbar, daß inzwischen 5 von den 9 Kindern zum Glauben an Jesus Christus gekommen sind.

Aus der Molkerei bin ich ausgestiegen und auch meine Viehzucht habe ich aufgelöst, um eine Art Bibelschule mitmachen zu können. Natürlich waren die Christen zuerst sehr skeptisch und bewegten verständlicherweise die Frage, ob ich nun erneut eine fromme Rolle einstudiert hätte.

Doch inzwischen ist das Vertrauen gewachsen und ich darf sowohl in praktischen wie in geistlichen Aufgaben mitarbeiten.

Was die Zukunft betrifft, sind Tomasa und ich auch bereit, als Missionare nach Nicaragua zu ziehen oder unter den Garifunas, einem ursprünglich afrikanischen Volksstamm in der Provinz Mosquitia – einer von der Außenwelt ziemlich abgeschnittenen und durch Drogenhandel und Kriminalität geprägten Gegend Honduras – zu arbeiten.

Inzwischen bin ich 52 Jahre alt. Ein Leben in der Sünde und in Mittelmäßigkeit kommt für den Rest meines Lebens nicht mehr in Frage.

Walter Lopez starb im Jahr 2008 an den Folgen eines unverschuldeten Autounfalls.



## Der Teufel soll dich holen

Ich galt als unerwünschter Nachkömmling, als ich im November 1965 in Rendsburg das Licht der Welt erblickte. Meine Zwillingsschwester starb noch bei der Geburt und ich überlebte, weil ich als erstes geboren wurde. Für meine Schwester reichte die Kraft meiner Mutter nicht mehr – sie war bereits 47 Jahre alt, als ich zur Welt kam.

Es war keine heile Welt, in die ich hineingeboren wurde. Liebe, Wärme und Geborgenheit einer Familie habe ich damals nicht kennen gelernt. Mein Vater war ein jähzorniger Mann, der schon einige Jahre alkohol- und tablettensüchtig war.

Daher hatten meine Eltern viel Streit und es fehlte auch nicht an Handgreiflichkeiten. Als ich etwa zwölf Jahre alt war, ließen sich meine Eltern scheiden, heirateten wieder, um sich erneut scheiden zu lassen. Ich habe noch vier Geschwister, von denen jedes einen anderen Vater hat.

Die Schule nervte und überforderte mich. Im Unterricht lenkte ich meine Klassenkameraden ab, um sie zum Blödsinn anzustiften, so dass meine damalige Lehrerin meiner Mutter prophezeite: »In Michael wächst ein Teufel heran!«



Aus Frust und Desinteresse hielt ich nicht bis zum Schulabschluß durch und begann auch keine Berufsausbildung. Ich war überzeugt, dass der Sinn des Lebens nicht in Lernen, Arbeiten, Geld verdienen, Urlaub machen, Rente kriegen und Sterben liegen konnte. Und weil der Blick auf meine Familie mir auch kein glückliches, sinnerfülltes Leben bot, versuchte ich schon in jungen Jahren, den Freuden des Lebens nachzujagen.

Doch innerlich blieb ich leer und auf der vergeblichen Suche nach Anerkennung und Liebe kam oft die Frage in mir auf: »Gibt es ein Leben vor dem Tod?«

Schließlich flüchtete ich in die Kino- und Videowelt. Es waren die Action- und Horrorfilme, die eine große Anziehungskraft auf mich ausübten. Damals waren viele dieser Filme nicht jugendfrei, doch in einem unserer Kinos gab es keine Kontrollen, so dass ich schon als Zwölfjähriger ohne Probleme dabei sein konnte. Hauptsache die Kasse stimmte.

Heute weiß ich, dass diese Filme mich total pervertiert haben. Ich bekam Angst, hatte grauenhafte Träume, aber trotzdem war es wie eine Sucht: Ich musste mir immer mehr und immer schrecklichere Streifen ansehen. Zombies, Menschenfresser, Action-Heroes und Außerirdische prägten meine Phantasie. Frust, Aggression und eine innere Unruhe bestimmten von da an mein Leben.

Einige Erlebnisse aus meiner Kindheit, die mein Schamgefühl total verletzten und die ich hier nicht beschreiben möchte, werde ich wohl nicht vergessen

können. Manchmal habe ich dann meine aufgestaute Perversion an Insekten und Kleintieren ausgelassen.

Als ich mit etwa 16 Jahren für ein Jahr in einem Internat untergebracht wurde, habe ich mit einem Komplizen unseren gemeinsamen Zimmerkameraden ausgenommen und gepeinigt. Als bei einer Impfung die Brandnarben des jungen Mannes sichtbar wurden, flog alles auf. Nur knapp entkamen wir einer Strafanzeige wegen Körperverletzung.

### **Fußball, Zoff und Randalen**

Während dieser Zeit wuchs mein Interesse am Fußball und ich besuchte die ersten Spiele des Hamburger SV. Später durfte ich dann auch zu Auswärtsspielen mitfahren. Fußball war nun mein Leben. Die Atmosphäre im Stadion, das tolle Gefühl der Einheit – für einige Stunden waren wir eine große Fan-Familie. Wir feierten unsere Siege und litten gemeinsam, wenn verloren wurde.

Eines Tages fiel mir im Stadion eine Randgruppe auf, die mich sofort in ihren Bann zog. Es waren die Hooligans.

Hooligans sind mit den normalen Fußball-Fans nicht zu vergleichen. Es ist ein Irrtum, wenn man meint, dass diese Typen asoziale, dumpfe Proleten seien. Oft stammen diese jungen Männer aus gutbürgerlichen Familien. Manche sind Beamte, andere arbeiten in einer Bank. Es sind Leute, die teilweise in der

Woche brave Familienväter sind und am Wochenende zum Tier werden.

Auch im Outfit unterscheiden sie sich von den Fans. Sie tragen meist nur teure Markenqualität, damals waren Nike, Lonsdale, Chevington in der Szene »in«. Diese Männer sind auf der Suche nach Abenteuer und Nervenkitzel, man will unbedingt aus der Alltags-Langeweile ausbrechen und kräftig »die Sau rauslassen«. Die Ausschreitungen finden selten im Stadion statt. Dort hat die Polizei dank modernster Technik und Video-Überwachung alles weitgehend im Griff.

Schauplatz der Krawalle sind meistens die An- und Abfahrtswege, so z. B. der Bahnhof. Ziel der Aktionen ist es, sich von der Polizei abzusetzen, die gegnerischen Hools aufzusuchen und sich mit ihnen zu prügeln. Normale Stadionbesucher und Fans werden weitgehend in Ruhe gelassen. Die Aktionen dauern meist nur ein paar Minuten, bis die inzwischen herbeigeeilte Polizei dazwischenhaut. Die Sieger bei solchen Prügeleien sind diejenigen, welche den Gegner entweder in die Flucht geschlagen oder umgehauen haben.

National gibt es so etwas wie einen Ehrenkodex, d. h., es sollte grundsätzlich ohne Waffen gekämpft werden. Allerdings wurde dieser Kodex oft gebrochen. Im Ausland dagegen kannte der Hass keine Grenzen, dort waren Waffen aller Art Mittel zum Zweck.

Bei dieser Gruppe von Hooligans versuchte ich nun Anschluß zu finden, was mir dann auch langsam aber sicher gelang. Ich wollte sein wie sie: selbstbewußt, hart, kompromisslos. Bei ihnen suchte ich die Geborgen-

heit und Anerkennung, nach der ich mich sehnte und scheinbar hatte ich endlich gefunden, was ich suchte.

Und so ging ich mit ihnen auf die Reise. Zu allen Spielen des HSV, ob in Deutschland oder in europäischen Nachbarländern. Ebenso suchten wir die Spiele der Nationalmannschaft im In- und Ausland auf. Mein Leben kannte nur noch ein Ziel: Wochenende, Fußball, Zoff, Krawall.

Obwohl ich auf der Suche nach innerem Frieden war, verlief mein Leben in die entgegengesetzte Richtung. Gelegentlich suchte ich Geborgenheit beim anderen Geschlecht und ich dachte, die richtige Frau wird mir einmal zu einem ordentlichen und gesunden Leben verhelfen. Aber diese Beziehungen waren nur von kurzer Dauer. Selbst als eine Freundin von mir schwanger wurde, flüchtete ich zu einer anderen Frau und so ging es in meinem Leben weiter bergab.

Bald konnte ich mich rühmen, die Gefängnisse von sämtlichen Bundesliga-Städten von innen gesehen zu haben.

Nach einem Spiel von HSV gegen Fortuna Düsseldorf kam es abends auf der Reeperbahn zu schweren Ausschreitungen. Bei dem Versuch, einen Düsseldorfer Hooligan mit einer Gaspistole zu »eliminieren«, wurde ich festgenommen und zur David-Wache gebracht. Als ich am Montag darauf mein Foto von der Festnahme in der Bild-Zeitung sah, war ich unglaublich stolz darauf.

Einige Male kam es bei Krawallen auch zu Todesfällen, bei denen ich aber glücklicherweise nicht beteiligt war.

1984 wechselte ich das Hooligan-Lager – ich verließ die Hamburger und schloß mich den Hools von Schalke 04 an, was mir in Hamburg natürlich wenig Freunde einbrachte. Die Szene in Gelsenkirchen-Schalke war noch erheblich härter als in Hamburg. Besonders die Spiele gegen die Nachbarmannschaften aus Dortmund, Düsseldorf und Köln hatten es in sich. Es gab regelrechte Straßenschlachten. Wir lauerten Straßenbahnzügen auf, in denen gegnerische Hooligans vermutet wurden, um diesen Zug dann mit einem Steinhagel zu empfangen. Auch Polizisten waren ein beliebtes Zielobjekt für Steinwürfe.

Bei den Länderspielen der deutschen Nationalmannschaft verbrüderten sich alle deutschen Hools. Dann traten wir manchmal in einer Menge bis zu 2000 Hools an, um auf unsere gemeinsamen Gegner aus dem Ausland und auf Polizisten einzuschlagen. Auch war es für uns eine Selbstverständlichkeit, Schaufensterscheiben einzuschlagen und Läden zu plündern.

Die Polizeibeamten versuchten ihrerseits mit Hunden, Pferden, Wasserwerfern und Tränengas die Lage unter Kontrolle zu bringen.

Am Abend eines solchen Tages fühlten wir uns wie Soldaten nach einem gewonnenen (oder verlorenen) Krieg. Der Tag hatte sich mal wieder gelohnt. Abregiert, befriedigt und erleichtert konnte man schlafen gehen. Schuldgefühle kannten wir nicht.

## »Der Teufel soll dich holen!«

In Paris, während der EM '84, bekam ich einmal enorme Angst, nachdem ich nach Ausschreitungen mit vorgehaltener Waffe festgenommen und vorübergehend mit Handschellen an einen Laternenpfahl gekettet wurde. Die hergelaufene Menge wütender Franzosen hätte mich beinahe gelyncht, wenn mich die Gendamerie dort nicht rechtzeitig weggeholt hätte.

Auf dem Revier drohten mir die französischen Polizisten im Fahrstuhl Prügel mit ihren Schlagstöcken an und bald fand ich mich in einer feuchten Gefängniszelle wieder, in der neben mir ein vollgepumpter Afrikaner lag.

Doch auch die Ängste, die ich in solchen Situationen bekam, hielten mich nicht davon ab, noch brutaler zu werden. So versuchte ich einmal bei der Bundesliga-Partie Borussia Dortmund gegen Schalke 04 den Dortmunder Torwart mit Leuchtspurmunition »abzuschießen«. Das Geschosß verfehlte jedoch sein Ziel und landete auf einer Tribüne, wo eine Person durch Verbrennungen verletzt wurde. Die Video-Anlage sorgte dafür, dass ich bald dingfest gemacht wurde. Aber da die Person vermutlich aus Angst keine Strafanzeige stellte, kam ich auch dieses Mal ungeschoren davon. Auch Stadionverbote, die mir unter Strafandrohung erteilt wurden, ließen mich kalt. Nach Krawallen in München konnte ich mich einer längeren Haftstrafe nur entziehen, weil meine Mutter die entsprechende Geldstrafe für mich zahlte.

Der Höhepunkt meiner Hooligan-Ära war die EM '88 in Deutschland. Dort schlugen wir auf Engländer, Holländer und Polizisten ein. Die Schlagzeilen der Medien berichteten von diesem Chaos.

Auch während der Woche wurde meine Leben immer aggressiver und wilder. Es begann ein exzessives Nachtleben mit viel Alkohol. Als ich eines Morgens betrunken aus einem Nachtlokal wankte, brach in einen Wohnwagen ein. Weil dort nichts zu holen war, ließ ich ihn vor Zorn in Flammen aufgehen. Meinen damaligen Hausarzt beraubte ich nachts im Parkhaus um seine CB-Funkanlage.

Selbst die Evangelische Kirche blieb nicht verschont. Dort brach ich ebenfalls ein und stahl die Stereoanlage. Ladendiebstähle und Einbrüche bestimmten meinen Alltag. Selbst sinnlose Sachen, wie Baustellenlaternen usw. fand ich morgens neben meinem Bett wieder. Hauptsache, ich hatte etwas geklaut.

Aus Frust bewarf ich mit einem Freund einen vorbeifahrenden Zug der DB mit Schottersteinen. Ich kannte keine Grenzen mehr, ich drohte in Gewalt, Hass, Zorn – aber auch in eine bodenlose innere Leere zu versinken. Meine Mutter, die ich doch irgendwie liebte, versuchte mir immer wieder mit etwas Geld weiterzuhelfen. Doch als ich sie eines Tages zu Hause tyrannisierte, spuckte sie mir ins Gesicht und fluchte: »Der Teufel soll dich holen!« Zu anderen Zeiten versuchte sie mich mit vorgetäuschten Selbstmordversuchen zur Besinnung zu bringen.

Es war nur zu verständlich, dass sich meine anderen

Stiefgeschwister immer mehr von mir distanzierten. Der einzige Mensch, der damals noch zu mir hielt, war meine Schwester Angelika. Unser gemeinsamer Vater verstarb inzwischen irgendwo einsam in einem Pflegeheim an Krebs.

Doch dann lernte ich einen neuen Nachbarn kennen und damit begann für mich auch ein neuer Lebensabschnitt. Ted war Afrikaner und obwohl ich als Hooligan die Ausländer zu hassen pflegte, verstand ich mich auf Anhieb mit ihm. Dieser neue Freund führte mich dann in das Drogen-Milieu ein. Ich begann Hasch und Grass zu rauchen und nachdem ich damals von einem Hooligan-Anführer eine Ohrfeige wegen »unerlaubten Entfernens von der kämpfenden Truppe« bezog, wurden meine Hooligan-Aktivitäten weniger. Dadurch, das ich jetzt ständig unter Drogen stand, fehlte auch die Kraft, am Wochenende die Fußballstadien zu besuchen. Auch das ständige Schwarzfahren mit der Bahn wurde mir zu anstrengend.

Mein Leben wurde nun etwas ruhiger, aber nicht besser. Jetzt drehte sich alles nur noch um den nächsten Joint – wo man ihn her bekam und wie man ihn bezahlen konnte. Meiner Mutter nahm ich fast täglich Geld ab, um meine Drogensucht zu finanzieren. Wochen, manchmal Monate stand ich ohne Pause unter Drogen und Alkohol – ständig begleitet und untermalt von Pop- und Rockmusik.

Damals habe ich meine ersten Gebete gesprochen, obwohl ich nicht an Gott glaubte. Aber wenn ich nach Drogenuß mit Magen- und Darmkrämpfen auf der



Toilette saß und mich vor Schmerzen wandt, schrie ich manchmal zu Gott: »Wenn du mir die Krämpfe und Schmerzen wegnimmst, dann will ich fortan anständig leben!« Natürlich waren das nur leere Versprechungen, die wie der Tau in der Sonne verschwanden, wenn die Schmerzen nachließen.

### **Eingeholt**

Etwa ein Jahr später passierte etwas, das ungeahnte Folgen für mein Leben hatte. Ich stieg eines Nachmittags wie üblich ausgeschlafen aus dem Bett, um Ted zu wecken und den Tag mit einem Haschpfeifchen zu beginnen. Doch als er mir die Tür öffnete und ich ihm gutgelaunt meinen Vorschlag unterbreiten wollte, erklärte er mir wie aus heiterem Himmel, dass er sich zu Jesus Christus bekehrt habe. Ich war wie vor den Kopf geschlagen und hielt das Ganze für einen Drogentrip, dem die Ernüchterung bald folgen würde. Doch die Tage und Wochen vergingen und mein Freund blieb dem treu, was er mir erzählt hatte. Er nahm keine Drogen mehr, er rauchte und trank nicht, er wurde einfach ein ganz anderer Mensch.

Merkwürdigerweise besuchten mich auch keine alten Freunde mehr, so dass ich aus Langeweile des Abends mit einer Dose Bier zu meinem Nachbarn rüberging und mich zu ihm setzte. Dort erzählte er mir dann Dinge, die ich bisher noch nie gehört hatte: Dass Jesus Christus der Sohn Gottes sei, der auch für meine

Sünden am Kreuz starb und mein Leben völlig verändern könne. Er verriet mir auch, dass er regelmäßig für mich betete, damit auch ich ein neues, ewiges Leben bekommen würde.

Das veränderte Leben meines Freundes beeindruckte mich tief und ich spürte, dass alles, was er sagte, kein leeres Gerede war. Seine Ausstrahlung war so positiv, dass ich neugierig und nachdenklich wurde.

Nach etwa vier Wochen ermutigte mich Ted, selbst zu beten und meine Schuld vor Gott zu bekennen. Auch wenn ich ein mulmiges Gefühl hatte, war ich inzwischen innerlich darauf vorbereitet. Es war für mich sehr demütigend, vor einem anderen auf die Knie zu gehen, aber zum ersten Mal in meinem Leben erkannte ich, dass ich vor meinem Schöpfer Verantwortung für mein Leben trug und dass ich mein bisheriges Leben buchstäblich gottlos gelebt hatte.

Ich bat Jesus Christus um Vergebung für meine Sünden, ja für mein ganzes Leben, welches ich ohne Gott und in Rebellion gegen seine Gebote gelebt hatte. »Bitte komm in mein Leben und mach etwas daraus«, so etwa endete mein Gebet. Vielleicht klingt es wie ein Märchen, aber sofort nach diesem Gebet spürte ich einen tiefen Frieden und eine grenzenlose Freude in mir. Von diesem Augenblick an wußte ich: »Jesus Christus lebt! Er hat mein Gebet erhört.« Die Last meiner Schuld und Sünde fiel von meinem Gewissen.

Die ersten Monate meines neuen Lebens waren von einer tiefen, inneren Freude geprägt. Ich lernte weitere Christen kennen und schloß mich einer christlichen

Gemeinde an. Mit dem Drogenkonsum war sofort Schluß und auch die Zigaretten wanderten in den Mülleimer. Alkohol brauchte ich ebenfalls nicht mehr – ohne irgendwelche Entzugserscheinungen war ich frei.

Mein unbändiger Hass, meine innere Leere wichen einem freudigen Glauben an Jesus Christus, der nun Herr meines Lebens war. Von den Christen erfuhr ich nicht nur viel Liebe, sondern auch viel praktische Hilfe. So konnte ich bald in einer christlichen Wohngemeinschaft leben, was mir damals sehr geholfen hat, alte Verhaltensmuster abzulegen.

Es gab auch Zeiten mit Rückschlägen und Enttäuschungen und ich erinnere mich, dass ich in diesen Tagen wieder kurzzeitig zum Hasch gegriffen habe. Auch lernte ich auf einmal wieder neue Fußball-Rocker kennen, unter denen ich auf Anhieb schnell anerkannt war. Doch diese Rückschläge waren nur von kurzer Dauer.

Traurig über mich und mein Versagen bekannte ich Gott meine Schuld und betete um Hilfe. In den Jahren darauf wurde mein Leben beständiger und ich lernte den Versuchungen mehr und mehr zu widerstehen.

Inzwischen bin ich schon einige Jahre Christ und wenn ich zurückblicke, kann ich nur mit Staunen und Dankbarkeit sehen, was mein Herr Jesus Christus alles in meinem Leben verändert hat. Seit 1992 bin ich verheiratet. Meine Frau kommt aus einem christlich geprägten Elternhaus. Wir haben inzwischen eine Tochter und für uns als Familie ist die Bibel der Mittelpunkt unseres Lebens.

Soweit es mir möglich war habe ich diejenigen Menschen um Vergebung gebeten, die ich entweder bestohlen, betrogen oder verletzt hatte und ich konnte mit Gottes Hilfe vieles in Ordnung bringen. Ich bin sehr dankbar, das keiner von diesen Leuten mich anzeigen oder Schadenersatz forderte.

Vor allem aber bin ich dankbar, dass Gott mir meine Schuld vergeben und mir die Gewissheit geschenkt hat, einmal in der Ewigkeit bei ihm zu sein, weil Jesus Christus am Kreuz auf Golgatha stellvertretend meine Schuld gesühnt und mit seinem Tod bezahlt hat. Das bezeugt und verspricht die Bibel und darauf verlasse ich mich.

Damit sind nicht alle meine Probleme gelöst. Von meinem früheren Lebensstil habe ich einige gesundheitliche Folgeschäden zurückbehalten. Meine psychische Belastbarkeit ist ziemlich gering, was mir besonders im Berufsleben viel Mühe macht. Aber auch in dieser Sache darf ich mit meiner Familie Gott vertrauen.

### **Leben ist mehr**

In den ersten Jahren nach meiner Umkehr hatte ich vorübergehend mein Fußball-Interesse »eingefroren« und habe dann auch jahrlang kein Stadion mehr besucht. Das war sicher wichtig und nötig, um meine Vergangenheit zu verarbeiten und hinter mir zu lassen.

Obwohl der Profi-Fussball immer mehr zu einer gierigen Geldmaschine verkommt, ist mein Interesse für die angeblich »schönste Nebensache der Welt« geblieben. Heute halte ich es mit den badischen Clubs vom Karlsruher SC und SC Freiburg.

Aber noch größer als jede Begeisterung über Sportergebnisse ist mein Wunsch, das Fußballfans Christen werden und beginnen, sich für etwas einzusetzen, was keinen Formschwankungen unterworfen ist, sondern Ewigkeitswert hat.

Inzwischen bekam ich die Möglichkeit, in verschiedenen TV-Reportagen und Fan-Zeitschriften zu bezeugen, dass man nicht als Fan sondern nur als Christ immer auf der Seite des Siegers steht und das einzige lebenswerte Ziel erreicht.

Dankbar war ich auch für die Einladung zu einer Podiumsdiskussion im Freiburger Theater, wozu man u. a. auch den Trainer V. Finke und den zuständigen Fan-Polizeiboss einlud. Dort konnte ich von meinen Erfahrungen erzählen und deutlich machen, dass der Glaube an Jesus Christus die Ursache für meinen Ausstieg aus der Hooligan-Szene war. Vor diesen Terminen habe ich gebetet: »Herr Jesus, schenke, dass ich hier nicht große Worte mache, sondern dass offenbar wird, dass du Menschen neu machst – wozu kein Therapeut in der Lage ist!«

Für viele Leute ist der Fußball zu einer Ersatzreligion geworden. Spieler werden je nach Form und Leistung regelrecht vergöttert oder verflucht. Gegnerische Mannschaften und ihre Fans werden oft als »Huren-

söhne« begrüßt und auf das Übelste beschimpft. Für mich ist das heute ein deutliches Symptom dafür, dass man den eigentlichen Sinn des Lebens nicht erkannt oder vergessen hat und deshalb eine Nebensache zum Mittelpunkt des Lebens macht.

Paulo Sergio, der brasilianische Fußballer und Weltmeister von 1994, sagte einmal:

»In 20 Jahren wird sich kaum noch jemand an die Spieler von damals erinnern. Mit der Zeit geraten alle Titel, Ehren und Siege in Vergessenheit. In der Bibel wird von einem Triumph berichtet, der nie vergeht: dem Sieg über den Tod und das Böse ... Gott sei Dank wurde am Kreuz der größte Sieg aller Zeiten errungen. Jesus starb dort für uns. Damit bezahlte er den Preis für unsere Schuld ... Selbst wenn alles, was in dieser Welt Wert und Namen hat, vergeht: JESUS CHRISTUS BLEIBT!«

*Die Welt und ihre Lust vergeht, wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit.*

Die Bibel, 1. Johannes 2,17



### Wie dumm muss man sein, um glauben zu können?

**C**hristen sind Menschen, die man an der Schlafmütze erkennt, die ein Brett vor dem Kopf haben und die an den völlig veralteten, naiven Vorstellungen der Bibel festhalten – das ist zumindest die gängige Meinung vieler Leute.

In diesem Zusammenhang ist es allerdings sehr erstaunlich, dass nach Jahrzehnten atheistisch-materialistischer Dominanz ein neues Zeitalter begonnen hat, in dem Religion, Okkultismus und Esoterik immer mehr begeisterte Anhänger finden. Gebildete Menschen sind plötzlich bereit, ihr rationales Denken aufzugeben, den Verstand abzuschalten und sich Vorstellungen und Praktiken zu öffnen, die man noch vor wenigen Jahren dem finstersten Mittelalter zugeordnet hätte.

Die Vorstellung, dass wir als Menschen Produkte des Zufalls sind und mit dem Tod alles aus ist, hat offensichtlich viele Fragen unbeantwortet gelassen und so öffnet man sich immer mehr spirituellen Einflüssen, Bewegungen und Gefühlen.

Nun sollte man meinen, dass in einer solch religiösen, spirituell aufgeschlossenen Zeit der Glaube an Jesus Christus einen mächtigen Aufschwung erleben

würde. Aber das ist offensichtlich nicht der Fall. Auch wenn die Bibel weltweit das am meisten verbreitete Buch ist, wird sie doch nur von relativ wenigen gelesen und ernst genommen.

Obwohl sich prozentual die meisten religiösen Menschen zum Christentum bekennen, so ist die Zahl derer, die Christus wirklich vertrauen und ihr Leben entsprechend ausrichten, nicht besonders groß.

### **Woran liegt das?**

Im Gegensatz zu allen anderen Religionen schmeichelt die Bibel der Eitelkeit des Menschen nicht, sondern »bürstet uns gegen den Strich«. Da ist nicht die Rede von einem »guten Kern« im Menschen, der entwickelt werden müsste, oder von einem »göttlichen Licht«, das durch besondere Übungen oder Meditationsformen zur Entfaltung kommen kann.

Gottes Urteil über jeden Menschen ist eindeutig und vernichtend: er befindet sich in einer absoluten und hoffnungslosen Boshaftigkeit, Verdorbenheit und Verlorenheit. Auch die Maske der Mitmenschlichkeit und Humanität verdeckt nur die Fratze eines stolzen, egoistischen und gottlosen Menschen, der nicht im Traum daran denkt, das erste und größte Gebot Gottes zu erfüllen: Gott zu lieben aus ganzem Herzen, mit ganzem Verstand, aus ganzer Seele und aus ganzer Kraft.

Der bekannte dänische Dichter und Philosoph



Søren Kierkegaard hat das einmal sehr drastisch und deutlich auf den Punkt gebracht:

*»Es gibt etwas, wovon du nicht weißt, sondern was du dir sagen lassen musst, und was du glauben sollst: Du bist in Sünde empfangen, in Übertretung geboren; du bist von Geburt an ein Sünder, in der Gewalt des Teufels; falls du in diesem Zustande bleibst, ist dir die Hölle sicher. Da hat Gott in unendlicher Liebe eine Veranstaltung zu deiner Erlösung getroffen, hat seinen Sohn geboren werden, leiden und sterben lassen. Glaubst du das, dann wirst du ewig selig. Dies wird dir verkündigt, diese frohe Botschaft!«*

Diese »frohe Botschaft« ist also zunächst einmal ein schockierendes, vernichtendes Urteil über die Qualität unserer Moral, welches wir zu schlucken haben. Und dann zeigt uns die Bibel, wer Gott ist und was Gott getan hat, um uns begnadigen und erlösen zu können. Und wer sich das von Gott sagen lässt und ihm glaubt, der wird eine erstaunliche Veränderung in seinem Denken und Leben feststellen.

Ein klassisches Beispiel für diesen Tatbestand ist ein berühmter Weltherrscher aus dem 6. Jahrhundert vor Christus. Seine Residenz war die gewaltige Stadt Babel mit den »Hängenden Gärten« und der berühmten »Medischen Mauer«, welche diese Stadt so gut wie uneinnehmbar machte. Sein Name: Nebukadnezar.<sup>2</sup>

Dieser mächtige König sah eines Tages voller Stolz von seinem Palast aus auf seine genialen und groß-

---

2 Vielleicht dem einen oder anderen Leser unter dem Namen »Nabucco« aus Verdis gleichnamiger Oper bekannt.

artigen Bauwerke und rief begeistert und berauscht von der eigenen Größe aus:

*»Ist das nicht das große Babel, das ich durch die Stärke meiner Macht und zur Ehre meiner Herrlichkeit zum königlichen Wohnsitz erbaut habe?«*

Er hatte diesen Satz kaum zu Ende gebracht, als er plötzlich wahnsinnig wurde. Als Folge davon wurde er von den Menschen ausgestoßen und lebte wie ein Tier. Sieben Jahre lang hielt dieser Zustand geistiger Verwirrung an, bis nach Nebukadnezars eigenen Worten folgendes geschah:

*»Und am Ende der Tage erhob ich, Nebukadnezar, meine Augen zum Himmel, und mein Verstand kehrte zu mir zurück. Und ich pries den Höchsten, und ich rühmte und verherrlichte den ewig Lebenden, dessen Herrschaft eine ewige Herrschaft ist und dessen Reich von Geschlecht zu Geschlecht währt.«*

In dem Moment, wo dieser ehemals mächtige, aber wahnsinnige Weltbeherrscher – der wie ein Tier lebte – seine Augen zum Himmel erhob und sich dessen bewußt wurde, dass er Geschöpf eines Schöpfers war, gab er in einer demütigen Haltung Gott die Ehre und begann wieder vernünftig zu denken.

Diese erstaunliche Geschichte macht deutlich: Immer dann, wenn der Mensch sich selbst zum Maß aller Dinge macht und seinen Schöpfer ignoriert, verliert er über kurz oder lang den Verstand, degradiert zum Tier und ist in der Lage, die unglaublichsten Theorien für Wahrheit zu halten.

Und wo ein Mensch – egal, in welcher hoffnungs-

loser Situation er sich auch befindet – seinen Blick zu Gott erhebt und sich selbst als ein von Gott abhängiges Geschöpf erkennt, bekommt er einen klaren Kopf und wird vernünftig in seinem Denken und Leben.

C. H. Spurgeon, einer der bekanntesten Prediger des 19. Jahrhunderts, hat den biblischen Glauben einmal treffend definiert:

*»Glaube an Gott ist geheiligter Menschenverstand ... Glauben heißt: Gott zum größten Faktor in unseren Überlegungen zu machen und dann nach der gesündesten Logik zu handeln.«*

Ist es nicht vernünftiger zu glauben, dass unsere komplizierte und wunderbar geordnete Schöpfung sowohl als Mikrokosmos wie auch als Makrokosmos von einem genialen, unbegreiflichen Schöpfer entworfen und geschaffen wurde – als an die »Götter« Evolution, Zufall, oder wie sie sonst noch heißen mögen, zu glauben?

Ist es nicht vernünftig, dann auch den logischen Schluß zu ziehen: Wenn es einen Schöpfer gibt, dann sind menschliche Gottesvorstellungen unsinnig, dann können wir Gott niemals begreifen, sondern sind darauf angewiesen, dass Gott sich auf unser Niveau begibt, um sich uns zu offenbaren.

Und Gott hat sich offenbart – in Jesus Christus, seinem Sohn, hat er seine Liebe, Heiligkeit und Gerechtigkeit unübersehbar gezeigt – das wird an keiner Stelle deutlicher als zu dem Zeitpunkt, wo die Menschen das Todesurteil über den Sohn Gottes ausgesprochen haben. Wo man ihn hasserfüllt an das Kreuz auf Gol-

gatha schlug, wo aber auch Gott das Todesurteil über seinen Sohn aussprach und vollzog, weil Jesus Christus an diesem Kreuz nicht nur den Haß der Menschen erlitt, sondern aus Liebe zu uns den gerechten Zorn Gottes über unsere Gottlosigkeit und Sünde auf sich genommen und dort stellvertretend unsere Schuld bezahlt hat.

In der Bibel finden wir Gottes Antworten auf unsere Fragen nach dem Warum, Woher und Wohin. Dort lernen wir, dass unser kurzes Leben auf der Erde nicht mit dem Tod endet, sondern seine ewige Fortsetzung in der Herrlichkeit der Gegenwart Gottes, oder aber in der ewigen Verdammnis findet. Entscheidend dafür ist, ob wir in unserem Leben Jesus Christus als unseren Herrn und Erlöser annehmen und unser Leben unter seine Führung stellen – oder nicht.

Es wird Zeit, über Tod und Leben, Vergänglichkeit und Ewigkeit, vor allem aber über Gott selbst nachzudenken und die Bibel, sein »Testament«, das Vermächtnis des Schöpfers an uns Menschen, zu lesen. Gott hat versprochen, sich von jedem finden und erkennen zu lassen, der ihn aufrichtig sucht – und dann wird der »Tanz am Abgrund« zu einem sicheren Weg, der bei Gott selbst endet.



Wolfgang Bühne

## Wenn Gott wirklich wäre ...

clv



112 Seiten, Taschenbuch

ISBN 978-3-89397-755-0

Ein Taschenbuch mit vielen Beispielen, Zitaten und aktuellen Bezügen aus dem Lebensalltag. Der Autor macht deutlich, dass die Tatsache der Existenz Gottes vernünftige und einleuchtende Antworten auf die tiefsten Fragen unseres Lebens gibt. Denn wenn Gott wirklich wäre, »... dann hat Sünde nicht nur etwas mit Flensburg zu tun«, »... dann ist das Kreuz mehr als ein Modeschmuck«, »... dann ist Gnade kein Ausverkaufsartikel der Kirche«. So heißen einige der Kapitel, in denen die zentralen Themen des Evangeliums leicht verständlich und in zeitgemäßer Sprache dargestellt werden.

Wolfgang Böhne

## Das Glück der Verlorenen

clv



### Bekenntnisse

112 Seiten, Taschenbuch

ISBN 978-3-86699-131-6

Hans Günter: Zwei Stunden, bevor er einen Mord ausführen will, durchkreuzt ein Vertreter seine finsternen Rachepläne.

Tim erkennt nach einer »biologisch-dynamischen Bauchlandung«, dass man zu Gott eine echte Beziehung haben kann.

Carina hat quälende, traumatische Erinnerungen an ihre Kindheit.

Yusuf kommt als junger Mann mit großen Hoffnungen nach Deutschland und erlebt, dass seine Träume wie Seifenblasen zerplatzen.

Scheinbar hoffnungslose und desillusionierte Menschen erfahren an den Kreuzwegen ihres Lebens Begegnungen, die ihr Leben für immer verändern ...

Wolfgang Böhne

## Die Ruhe der Rastlosen

clv



128 Seiten, Taschenbuch

ISBN 978-3-89397-780-2

Rastlos, umhergetrieben von der Frage nach dem Sinn des Lebens und enttäuscht von den Lebensphilosophien unserer Zeit, erleben vier »Aussteiger« den errettenden Einstieg: Kurt brennt als Junge zu Hause durch und landet in der Fremdenlegion; Willy – ungeliebt und abgeschoben – versucht seine Probleme im Alkohol zu ertränken; Alois sucht als Hippie in Mexiko das Ende des Regenbogens, und Alfred betäubt sein Leben mit Drogen und wird Stammkunde in Apotheken und Kneipen. Sie alle finden Ruhe und Frieden bei dem, der sie allen »Mühseligen und Beladenen« anbietet.